

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Der rollende Galgen

John Sinclair Taschenbuch Nr. 91

von Jason Dark

erschienen am 11.10.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der rollende Galgen

New York - Washington Square. Ein brodelnder Hexenkessel innerhalb der Weltstadt. Nicht so vor 200 Jahren. Da befanden sich genau an diesem Platz ein alter Armeefriedhof und eine Richtstätte. Täglich wurden auf dem rollenden Galgen Menschen hingerichtet. Einmal hängte man den Verkehrten. Der kehrte zurück - in das New York von heute, zusammen mit dem rollenden Galgen...

»Shit, den stech' ich ab!« Buddy Rivolta war nicht nur schnell mit dem Mundwerk, auch mit dem Messer. Und wenn Buddy so etwas sagte, konnte man daraufbauen, daß er es auch tat. Es kam ganz darauf an, wie Buddy drauf war.

Der Typ, der ihm da entgegenkam, störte ihn einfach. Er paßte auch nicht in die Gegend der eleganten Fifth Avenue, direkt am Washington Square. Ebensowenig paßte Buddy dorthin, das jedoch störte ihn weiter nicht. Er wollte unter dem Torbogen einen Dealer treffen. Sie hatten vor, Geschäfte zu machen.

Der Typ hatte ihn noch nicht gesehen. Er stand im Licht einer Laterne und schaute gegen die Mauern des Tores, als wären sie etwas ganz Besonderes. Wenn du nicht verschwindest, dachte Buddy, dann schlitze ich dich auf. Es ist blöd, hier nur herumzustehen. Wer Rivolta ansah, wußte, daß auch ersieh verlaufen haben mußte. Das einzig Helle an ihm war sein weißes Stirnband. Ansonsten war er schwarz. Haut, Kleidung und Lockenhaar. Er liebte Schwarz und haßte die weiße Haut. Am liebsten hätte er alle Weißen umgebracht, aber das ging auch nicht, hin und wieder brauchte man die hellhäutigen »pigs« noch.

Er scharrte mit den Füßen wie ein Pferd. Buddy wollte Knete machen, und jetzt kam ihm der Kerl dazwischen.

Wie sah der überhaupt aus!

Verwildert, breitschultrig, graublau im Gesicht, als wäre er aus einem Sarg gekrochen. Seine Kleidung war total zerknittert. Buddy hielt ihn unter Kontrolle. Was der Kerl vorhatte, wußte er nicht. Sollte er ihm aber in die Quere kommen, würde er sein blaues Wunder erleben.

Rivolta war da rigoros. Nur so hatte er im Dschungel New York überleben können.

Seine Gegend war der Washington Square nicht. Er kam von dort, wo die Menschen arm, farbig und verzweifelt sind. In den

Straßenschluchten der Westside war er aufgewachsen und hatte den Geruch von stinkendem Hafenwasser einatmen müssen. Nun stand er ziemlich im Süden von Manhattan. Er hatte sich die Insel regelrecht erobert.

Normalerweise lauerte er auf Touristen, um sie mit dem Messer zu kitzeln. Die Leute gaben ihm Geld, das hielt ihn am Leben. Mit zwanzig Jahren hatte er schon einiges auf dem Kerbholz. Ein Wunder, daß er noch nicht erwischt worden war.

Sein Geschäftspartner kam nicht. Um Mitternacht hatten sie sich verabredet. Zehn Minuten schon über die Zeit und nichts zu sehen. Nur die Lichterketten auf den Avenues, die wie breite Striche in Richtung Norden wiesen. Er sah auch die Spitze des Empire State Building. Sie ragte wie ein Dorn aus den Straßenschluchten hervor. Buddy schaute auf die gestohlene Uhr.

Fünfzehn Minuten nach Mitternacht. Und der ›Snowman‹ war noch immer nicht gekommen. ›Snowman‹ deshalb, weil er den Schnee, das weiße Gift, brachte. Buddy wollte es an der Westside verkaufen. Das Geld für den Stoff hatte er sich bei einem Einbruch besorgt. Abgase trieben zum Washington Square. Sie kamen in dünnen Wolken und legten sich über das sommerliche Grün der Bäume, die den hohen Torbogen umstanden.

Wind fuhr kaum in die Straßenschluchten, die an manchen Tagen wie Kanäle wirkten.

Buddy schwitzte. Fünf Minuten wollte er dem Dealer noch geben und sich dann um den Kerl unter der Laterne kümmern. Der war ihm nicht geheuer. Rivolta fragte sich, weshalb er dort stand und nichts tat. Er bewegte sich nicht einmal. Seine Gestalt sah aus, als wäre sie künstlich hergestellt worden.

Buddy leckte über seine Lippen. Bei ihm ein Zeichen, daß er auf dem Sprung stand. Die narbige Rechte des Zwanzigjährigen verschwand in der Tasche. Für einen Moment umklammerte sie dort

den Metallgriff des Messers, bevor er die Waffe mit einem glatten Zug hervorholte. Auf Knopfdruck schoß die Klinge hervor.

Auf dem Stahl brach sich ein Lichtreflex, bevor er über Buddys Stirn zuckte.

Rivolta grinste scharf. Er bewegte die Oberarme wie Rambo, bevor dieser zum Kampf schritt. Das war sein großes Vorbild. Den letzten Streifen hatte er sich gleich viermal angeschaut, um alle Kämpfe genau mitzubekommen. So wie Rambo wollte er sein.

Leider verwechselte er Film und Wirklichkeit, doch einem wie ihm blieben nur die Leinwandträume.

Er verließ seinen Platz. Bisher hatte er in guter Deckung gestanden, nach zwei Schritten wäre er von der Gestalt unter der Laterne zu sehen gewesen, die sich jedoch nicht um ihn kümmerte. Noch immer stand sie unbeweglich und wartete ab.

Das Gehen hatte Buddy regelrecht gelernt. An der Westside, wo er herkam, da ging man nicht, da bewegte man sich und auch so geschmeidig und leise wie möglich.

Das Messer hielt er so, daß es nicht gesehen werden konnte, Buddy hatte die Hand gedreht. Sie wies mit der Fläche zum Körper hin, und die Klinge klemmte zwischen seinen Fingern.

Nur seine Augen lebten, ansonsten war das Gesicht starr. Das Aufsetzen der Füße war kaum zu hören, den Blick hielt er unverwandt auf die Gestalt gerichtet.

Es war ein Mann mit langen Haaren. Sie wirkten unegal geschnitten und reichten bis auf die Schultern. Noch immer rührte er sich nicht. Ein Eisblock.

Buddy näherte sich ihm bis auf vier Schritte. Auch er geriet jetzt in den kalten, blauweißen Schein der Leuchte. Jetzt mußte der Kerl ihn sehen und auch reagieren.

Das tat er nicht.

Er blieb stehen und starrte an Buddy vorbei. Sein Interesse galt

anderen Dingen.

Rivoltas Lippen zuckten. Dann kippte er die rechte Hand, so daß die Klingenspitze wie eine dünne Zunge aus Stahl nach vorn wies. In der Verlängerung würde sie den Wartenden dicht über dem Nabel treffen. Soweit war es noch nicht...

Der Fremde kümmerte sich nicht um Buddy. Rivolta gehörte zu den jungen Menschen, die stets auf dem Sprung standen. Er konnte aggressiv werden, sich jedoch ebenso rasch wieder zurückziehen, wenn es darauf ankam. Und er hatte in den Slums der Westside gelernt, gewisse Dinge zu riechen, vor allen Dingen, wenn es sich dabei um negative Strömungen handelte.

Eine ähnliche Schwingung nahm er auf...

Er sah den Mann an der Laterne stehen. Der Fremde tat nichts, trotzdem strömte er etwas aus, daß Buddy überhaupt nicht gefiel. Rivolta bekam eine Gänsehaut. Sie rann über seinen Rücken. Seine innere Alarmglocke war angeschlagen und warnte ihn vor dieser Gestalt. Nur wollte er keinen Rückzieher machen. Damit hätte er sich nur lächerlich gemacht. Also am Mann bleiben.

Wieder ging er vor, und wieder machte er es wie Rambo, indem er die Schultern rollte. Sein Messer kam.

Schnell wie der Blitz war es. Es beschrieb einen blitzenden Halbbogen und sah so aus, als würde es in die Kehle des Mannes eindringen, doch dicht davor stoppte die Spitze. Sie drückte nur gegen die Haut, wobei sich Buddy wunderte, daß aus dieser, obwohl sie leicht eingerissen war, kein Blut drang.

Er dachte nicht weiter darüber nach, sondern sprach den Fremden an.

»Faß mal auf, Stinker. Manhattan ist groß. Du kannst dir tausend andere Plätze zum Herumstehen aussuchen, nur den nicht, verstehst du? Bisher bin ich noch cool, aber wenn ich mich ändere, kenne ich niemanden mehr. Hast du gehört? Weg!«

Der Fremde rührte sich auch jetzt nicht. Vielleicht dachte er über die Worte nach.

Drei Sekunden vergingen. Buddy wollte ihn noch einmal nachdrücklich

›ansprechen‹, als der andere ein Geräusch ausstieß, das ihn an eine Mischung aus Knurren und Gurgeln erinnerte. Gleichzeitig öffnete er den Mund, und Buddy bekam eine Gänsehaut.

Er starrte geradewegs in eine leere Hülle, die dunkel war und wo er auch keine Zunge sehen konnte.

Ein widerlicher Schlund...

Das hatte er noch nie gesehen. So etwas konnte kein Mensch besitzen, auch wenn der Kerl so aussah.

Seine Hand, die das Messer hielt, begann zu vibrieren. Ein leichtes Zittern, als würden Stromstöße hindurchgeschickt. Auch die Spitze bewegte sich mit. Sie schleifte dabei über die Haut, riß eine Furche, aus der eigentlich hätte das Blut fließen müssen, aber Buddy Rivolta sah nicht einen roten Streifen...

Auch dies war für ihn unnatürlich und einfach nicht mehr faßbar. Vor ihm stand ein Monstrum, etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Er wollte den Unheimlichen noch einmal ansprechen. Stockend holte er Luft, die Kehle saß zu.

Plötzlich spürte er die Kraft des Fremden. In dessen Maskengesicht hatte sich nichts bewegt. Auch die Augen waren weiterhin so starr und blicklos geblieben, aber er hatte den linken Arm erhoben, und seine langen, ebenfalls grauen Finger umklammerten das rechte Gelenk des Farbigen. Das waren für Buddy keine Finger, das war schon eine widerliche Zange, die immer härter zudrückte.

Buddy hatte das Gefühl, seine Knochen würden zu Brei. Er konnte die Klinge nicht mehr in den Hals des Mannes stoßen, denn der Arm wurde immer stärker zur Seite gebogen.

Er ächzte, sein Gesicht verzerrte sich. Buddy hielt dagegen.

Lächerlich wirkten seine Kräfte im Vergleich zu denen des bleichblauen Unheimlichen. Der bog Buddys Arm der Hüfte entgegen. Mit einer ruckartigen, nicht berechenbaren Bewegung drehte er das Gelenk herum.

Buddy schrie wie verrückt. Nur hörte niemand sein Schreien. Den Schall fingen die dicht belaubten Bäume ab.

Erwarallein mit diesem Unhold.

So schnell hatte er noch nie die Faust geöffnet. Die Klinge fiel scheppernd zu Boden und blieb dort liegen.

Plötzlich ließ der Unheimliche los. Buddy stolperte zurück. Er hielt seinen Blick noch immer auf das Gesicht des Kerls gerichtet. Die hochstehenden Wangenknochen, die etwas andere Stellung der Augen, die Haare, der sehnige Körper, all das hatte ihn an etwas erinnert. Jetzt traf ihn die Erkenntnis!

Er hatte einen Indianer vor sich. Einen dieser Männer, die man in New York sah und die Jobs erledigten, für die andere nicht geeignet waren. Man mußte absolut schwindelfrei sein.

Sie gehörten zu den Arbeitern, die in luftiger Höhe auf den gewaltigen Stahlkonstruktionen der Brücken umherturnten und Teile davon entrosteten oder anstrichen.

Buddy wunderte sich, daß ihm so etwas durch den Kopf ging. Nach drei Schritten stoppte er, drehte sich um, weil er wegrennen wollte, da sah er das Schreckliche.

Nebel umwallte ihn.

In der Nähe befand sich kein Gully, aus dem der Dunst hätte hervorkriechen können. Der Nebel war einfach vorhanden. Er kam Buddy vor wie eine dünne Wand, die graublau schimmerte und nicht alles verdeckte, denn aus ihr schälten sich drei halbnackte Gestalten hervor.

Männer mit langen, dunklen Haaren, die Lendenschurze trugen und starre Gesichter hatten. Ihre Augen glänzten.

Sie kamen auf ihn zu, obwohl sie sich selbst nicht bewegten. Dafür vernahm Buddy ein anderes Geräusch.

Zuerst das Quietschen, dazwischen ein Rattern, und Sekunden später schälte sich der Gegenstand aus der Nebelwand. Buddy, der junge Mann von der Westside, glaubte, wahnsinnig zu werden. Hastig schlug er ein Kreuzzeichen. Was man ihm da präsentierte, war ein Bild aus einer Horrorgeschichte. Die drei Dunkelhaarigen standen auf einem rollenden Galgen!

Aus Holz bestanden die Räder. Aus Holz war auch die Unterlage, und der alte Galgen war ebenfalls aus Holz angefertigt worden. Nur der Strick bestand aus Hanf. Die Schlinge war schon geknüpft worden, sie pendelte leicht, schwang mal vor, dann wieder zurück und wehte auch zur Seite.

Einen Galgen kannte Buddy natürlich. Nur hatte er noch nie einen rollenden Galgen gesehen. Der fuhr durch das nächtliche New York! Das war einfach Irrsinn!

Rivolta wollte lachen und weinen zugleich. Er kam sich vor wie der Mittelpunkt eines Alptraums. Als er die Arme hob, sah es so aus, als wollte er den Galgen von sich wegschieben, obwohl ihn dieser noch gar nicht erreicht hatte.

Bei jeder Drehung begannen die Holzräder zu quietschen und jämmerlich zu stöhnen. Die Schlinge schaukelte stärker, als die Räder über eine unebene Stelle rollten. Das Ziel des Galgens war Buddy!

Der Zwanzigjährige erkannte dies glasklar, und er rechnete damit, daß die Schlinge sich bald zuziehen würde. Wie unbeabsichtigt hob er eine Hand und faßte sich an den Hals. Er glaubte schon, das Kratzen des Hanfseils zu spüren.

Für ihn gab es nur noch die Flucht. Viel zu nahe war der Galgen bereits gekommen, und die drei Gestalten in den Lendenschurzen

trafen keine Anstalten, ihn zu stoppen.

Sie fuhren weiter auf ihr Opfer zu.

Buddy duckte sich zum Sprung, darauf jedoch hatte der vierte nur gewartet.

Buddy stand mit dem Rücken zu ihm. Deshalb sah er nicht, wie sich der Mann abstieß und in den Nebel eintauchte.

Er hieb die Pranke in den Nacken. Buddy kam nicht einmal dazu, ein Röcheln auszustoßen. Sofort nahm man ihm die Luft. Der Indianer kannte keine Gnade. Er behielt ihn mit einer Hand im Griff und hob ihn hoch.

Buddy hatte kurz den Bodenkontakt verloren. Danach schlug er um sich, ohne daß es etwas nutzte. Der Indianer drückte ihn so weit vor, daß Buddys Fäuste ihn nicht erwischen konnten.

Die drei anderen Gestalten standen am Galgen, als wären sie auf dem Bohlenboden festgefroren. In ihren Gesichtern regte sich nichts. Sie blieben stumm wie die Fische.

Mit den Fußspitzen stieß Buddy gegen die Holzkannte. Diese Berührung weckte noch einmal die restlichen Kräfte in ihm. Er bäumte sich unter dem Griff auf, bewegte heftig die Beine und suchte einen Halt. Es gab keinen...

Buddys Sohlen schleiften über das Holz des Fahrgestells. Es kam ihm glatt und rutschig vor. Er sah die Schlinge vor seinem Gesicht. Ein großes Oval, das leicht schaukelte.

Dunst-und Nebelschleier trieben von irgendwoher heran und über das Galgengestell hinweg.

Sie rochen irgendwie alt und auch nach Moder, als hätte die Vergangenheit tief ausgeatmet.

Der Nebel kroch an Buddys Gestalt hoch. Er kam ihm vor wie lange, kalte Totenarme, die geschickt über seine Haut strichen und auch sein Gesicht nicht ausließen.

Die Angst krampfte seinen Magen zusammen. Und der Indianer

hinter ihm hielt ihn noch immer fest.

Die drei anderen Gestalten ließen Buddy nicht aus dem Blick. In den Augen lag ein mattes Glänzen; Pupillen allerdings besaßen sie nicht. Dennoch konnten sie sehen.

Für Buddy waren es keine Menschen mehr, auch wenn sie so aussahen. Der Vergleich mit schrecklichen Geschöpfen, denen man den Begriff Zombies gegeben hatte, kam ihm in den Sinn.

Ja, Zombies...

Wesen aus der Hölle!

Der Indianer hob ihn an. Jetzt griff er auch mit der anderen Hand zu. Der Arm umkrallte Buddys Hüfte.

Und plötzlich spürte er den rauhen Hanf der Schlinge an seiner Kehle. Vorn Lind an den Seiten scheuerte er, schrammte ihm die Haut auf. Der junge Mann weinte, er bettelte, er wollte Gnade und sah nicht, daß sich zwei der Alptraumgestalten in Bewegung setzten.

Sie gingen hinter den Galgen, wo sich eine Holzwinde befand. Über die rollte auch der Strick, dessen Schlinge bereits den Hals des Farbigen umschloß.

Dann quietschte es laut...

Vier Gestalten schauten zu, wie Buddy furchtbaren Todes starb. Das mitten im nächtlichen New York, Washington Square, wo die feinen Avenues begannen und die Stadt am teuersten war...

Seit einem Jahr befand sich William Penn in New York. Die Stadt aber, die er fast jeden Tag durchstreift hatte, kannte er noch immer nicht. Mittlerweile war er zu der Überzeugung gekommen, daß man ein ganzes Leben in New York verbringen konnte und man immer wieder neue Dinge entdeckte.

Penn arbeitete als Fotoreporter für verschiedene Zeitschriften in Europa. Seine Bilder wurden gern genommen, denn die trafen auch die Seele einer Stadt.

Er zeigte nicht nur die äußeren Ansichten. Bei Betrachtung seiner Fotos hatten die Leser der Zeitschriften das Gefühl, auch hinter die Dinge schauen zu können.

Egal, ob es nun die Prachtfassade von Tiffany war oder ein Bild aus der verwüsteten South Bronx. Bei William Penn erzählte jedes Foto eine eigene Story.

Im Laufe der Zeit war der schwächliche Mann, der etwas von Woody Allen hatte, gezwungen gewesen, sich einen Plan zu machen, an den er sich strikt halten wollte.

Er teilte Manhattan in Gebiete ein und vernachlässigte zunächst einmal die anderen Stadtteile. Im Süden begann er.

Battery Park, Wall Street, die Wall Street City. Gewaltige Straßenschluchten, die künstlichen Canyons ähnelten. Er knipste sie bei Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, mal mit Tele, mal mit Weitwinkel.

Die Fotos waren gut, kamen und sprachen an. Folglich verlangten die Auftraggeber mehr. Selbst für Zweitrechte wurden noch gute Honorare geboten.

Penn geriet immer stärker in Streß. Er mußte seine Arbeit anders einteilen. Wie, das war die große Frage. Also spezialisierte er sich zunächst nur auf Nachtfotos.

Das erklärte er seinen Auftraggebern, die sich mit allem einverstanden zeigten, was er brachte.

»Nur Nacht ist auch gut!« bekam er zu hören. »Wir werden dann auf Reportagen hinarbeiten.«

Was blieb Penn anderes übrig, als zuzustimmen. Es ging in den Sommer hinein. Das südliche Manhattan wurde für ihn zu einer wahren Fundgrube. Besonders gut gelangen ihm die Aufnahmen, wenn der Tag sich verabschiedete und die Nacht herbeischlich. Penn schickte die Aufnahmen ein. In den Redaktionen wollte man noch mehr, aber auch Action haben. Menschen in Bewegung, vielleicht

auch in Gewalt. New York hatte schließlich ein Image. Es war eine Stadt mit zwei Seiten, Penn zeigte zu stark die positive.

Er war kein ängstlicher Mensch, doch sollte man in New York gewisse Regeln beachten und sich als Einzelperson nicht in Gegenden herumtreiben, die einfach zu gefährlich sind. Für die heißen Fotos aus der Szene wollte er zwei Bodyguards engagieren, noch kam er allein zurecht, und so trieb ersieh zunächst in der Nähe des Washington Square herum.

In dieser Nacht wußte der bärtige Penn, der mit seiner Haarpracht aussah wie ein wilder Künstler, daß etwas passieren würde. Er hatte es ganz einfach in der Nase...

Ein sehr warmer Tag lag hinter dem Moloch von Stadt. Doch New York schlief nicht, schlief eigentlich nie, war stets in Action, auch als die Nacht hereinbrach, der Verkehr im Süden schwächer wurde und die Börse Atem holte. Im Norden dagegen war noch immer was los: Broadway, Times Square, Greenwich Village, in zahlreichen Blöcken und Vierteln lebte man jetzt erst auf. Auch die nächtliche Kühle trieb viele Menschen aus den Häusern.

Die Cops hatten Hochbetrieb. Fast immer jaulten die Sirenen. Der wimmernde Klang gehörte ebenso zu New York wie Musik, Tanz und Life in the Night.

Ruhe am Washington Square. Der Verkehr lief um die Insel herum. Für Penn war es günstig, so konnte er sich in aller Ruhe seine Motive aussuchen.

Er war ein Mensch mit Auge. Ihm fiel auch das auf, was andere nicht sahen.

Deshalb bemerkte er auch, daß der Nebel zu dieser Zeit eigentlich nicht paßte. Von den beiden Flüssen stammte er nicht. Er mußte also eine andere Ursache haben, die Penn unbedingt herausfinden wollte. Er rechnete durchaus damit, daß es sich um künstlichen Nebel handelte. Möglicherweise wurde in der Nähe ein Film gedreht. Penn

schritt auf den Nebel zu. Er bewegte sich auf ihn zu. Sein Gefühl sagte ihm, sich nicht zu offen zu zeigen, so blieb er nach Möglichkeit in Deckung.

Dafür hörte er etwas. Geräusche, über die er sich wunderte. Das harte Quietschen, das Rollen von Rädern. Manchmal dumpf und kratzend klingend. Es drang aus dem Nebel auf ihn zu, und er spürte, daß etwas nicht stimmte. Es war nicht normal.

Die Kamera hielt er schußbereit. Sie gehörte zur absoluten Spitzentechnik, selbst bei dieser schlechten Sicht schaffte er es, Aufnahmen zu schießen.

Auf einmal glaubte er zu träumen.

Deutlich sah er es nicht, weil sich die Szene im Nebel abspielte, aber er sah, daß etwas bewegt wurde. Dieser breite Gegenstand gab die unnatürlichen Geräusche ab.

Penn ging noch näher. Ein furchtbares Bild hatte er im Sucher. Es war ein fahrbarer Galgen. Penn wußte Bescheid!

Er unterdrückte jedoch seine Gedanken, als er die vier Gestalten sah, die einen fünften angehoben hatten und ihn in die Galgenschlinge hängten. Dann erklang ein Quietschen, als würde ein Tier schreien, das getreten wurde.

Dabei war es nur die Winde...

Penn knipste weiter. Es war wie eine Sucht, und er beglückwünschte sich, vor einigen Minuten einen neuen Film eingelegt zu haben. So bekam er Aufnahmen, die man einfach nicht glauben konnte, die aber trotzdem Wahrheit waren.

Entdeckt wurde er nicht.

Die letzten Aufnahmen schoß er auf dem Boden liegend. Dann zog er sich zurück.

Er wußte, was jetzt kam, denn er kannte ähnliche Fälle. Man würde den Toten später nie am Galgen hängend finden, sondern an einem Baum am Washington Square.

Penn zog sich zurück. Der Washington Square lag in Greenwich Village, wo immer Trubel herrschte und nur der Platz eine Insel der Ruhe darstellte. Wenig später schluckte ihn der Trubel aus leichtgekleideten und feiernden Menschen.

Er nahm einen Drink im Stehen, traf zwei Bekannte, ließ sich von ihnen nicht in ein Gespräch verwickeln und ging noch einmal zurück. Diesmal war sein Ziel der Torbogen, unter dem er stehenblieb. Der Galgen war verschwunden. Er hörte auch keine Geräusche, aber er brauchte nicht weit zu laufen, um das Schreckliche zu entdecken. Der Tote hing an einem starken Ast einer alten Eiche. Wie die vier Galgenopfer zuvor auch.

Damit hatte die Polizei ein Rätsel mehr zu lösen...

Über dem East River lagen die Strahlen der aufgehenden Sonne. Sie gaben der Wasseroberfläche des grauen Flusses einen goldroten Schein. New York hatte eine kleine Pause eingelegt und holte noch einmal tief Luft, bevor es die zahlreichen Pendler schluckte, die aus den Außenstädten und Vororten in die Stadt zu ihren Arbeitsplätzen strömten.

In den Straßenschluchten lag noch die Finsternis, aber die Spitzen der Wolkenkratzer bekamen einen violetten Glanz mit gelben und roten Streifen dazwischen. Einige von ihnen schienen in Flammen zu stehen. Ein wunderschönes Schauspiel, für das die Polizisten am Washington Square keinen Blick hatten. Ihren Gesichtern sah man an, was sie dachten, und ihre Gedanken waren nicht eben fröhlich. Der fünfte Tote!

Irgendwie wirkte die Mannschaft der Mordkommission ratlos. Die Männer ertrugen ihre Arbeit stumm und verbissen. Sie gehörten noch zur Nachtschicht, waren sauer, noch einmal ausrücken zu müssen. Zu den Personen, die nicht zum Kreis der Mordkommission gehörten, zählte ein blonder Mann, der ein helles Jackett und eine schwarze

Hose trug. Er stand ein wenig abseits, rauchte eine Zigarette und ärgerte sich darüber, daß ihn der Anruf so früh aus dem Bett gerissen hatte. Es war bei ihm auch spät geworden, er hatte nicht einmal drei Stunden geschlafen. Der Mann trank Kaffee aus einem Plastikbecher. Lieutenant Frazer, Boß der Mordkommission und ebenso glatzklöpfig wie sein berühmter Fernsehkollege, hatte ihn mitgebracht. Der blonde Mann hieß Ahe Douglas und gehörte zu einer Spezialtruppe, dem FBI.

Eigentlich ging das FBI diese Verbrechensserie nichts an. Sie waren für andere Fälle zuständig, aber die City Police hatte um Unterstützung gebeten.

Fünf Tote! Aufgehängt in einer alten Piche. Und das mitten in New York. Es war furchtbar, es war pervers. Douglas fragte sich, wer so etwas tat. Ein irrer Killer mußte durch die Straßen schleichen und es tatsächlich schaffen, immer wieder Opfer zu finden, die er auf so schlimme Art und Weise töten konnte.

Es gab keine Zeugen, niemand hatte etwas gesehen. Vielleicht wollte auch niemand etwas sehen. Jedenfalls stand die Polizei mal wieder auf verlorenem Posten.

Das ärgerte alle, denn die Morde waren in der Stadt bereits zu einem Politikum geworden.

Über einen einzelnen Toten regte sich hier niemand auf. Diese Taten ließen auf eine Serie schließen, und so etwas konnte die Stadt einfach nicht gebrauchen.

Frazer kam zu ihm. Er war ein großer Mann und ging gebeugt. Sein Gesicht war zu einem schiefen Grinsen verzogen. Zahlreiche Falten hatten ein Relief in seine Haut geschnitzt.

»Und?« fragte der G-man.

»Wieder nichts.« Frazer strich über seinen blanken Schädel. »Wie bei den anderen vier Fällen.«

»Das ist bitter!« Ahe kippte den Kaffeerest weg. »Kannst du wohl

sagen.«

Douglas starrte auf den leeren Becher. »Es muß Spuren geben. Der oder die Killer können doch nicht aus dem Nichts erscheinen und die Menschen einfach umbringen.«

»So sieht es aber aus.«

Douglas runzelte die Stirn. »Wenn wir uns die Opfer mal vor Augen halten: Wie sucht sie sich der Mörder aus? Einmal war es ein Geschäftsmann, dann ein Tourist aus Nebraska, jetzt eine Ratte wie Rivolta. Möglicherweise sind es zufällige Opfer.«

»Ich weiß es nicht.«

»Tatsache ist, daß sie an verschiedenen Orten getötet worden sind. Man hat sie erst später an die Äste gehängt.« Douglas fuhr durch sein Haar.

»Ich will dir was sagen, Frazer, ich bin mit meinem Latein ziemlich am Ende. Da ist eine Sperre.«

»Genau.«

Douglas zündete sich eine zweite Zigarette an. Er paffte die Wolken in den Frühdunst und schaute zu, wie die Leiche weggetragen wurde. Sie lag bereits in einem primitiven Sarg.

»Wo wir auch hinschlagen«, sagte Frazer, »nur ins Leere. Ich bin jetzt dafür, daß wir eine Sonderkommission einsetzen, die Wachen hier verstärken und...«

»Woher willst du denn die Leute nehmen?«

»Die muß man mir genehmigen.«

»Das versuch mal.«

»Wenn du doch schon Druck bekommst.« Frazer tippte dem G-man mit dem Finger vor die Brust.

»Klar kriege ich Druck. Nur muß ich versuchen, mit den Leuten auszukommen, die mir zur Verfügung stehen.«

Frazer schüttelte den Kopf. »Der ist wie ein Gespenst. Wie ein verdamntes Gespenst. Ein Phantom. Jemand, den es eigentlich gar

nicht geben darf, verstehst du?«

»Nicht ganz.« Abe saugte an seiner Zigarette. »Aber du hast da einen Satz gesprochen, der mir zu denken gibt. Das Gespenst ist gefallen. Vielleicht haben wir es tatsächlich mit einem Gespenst zu tun.«

»Es gibt keine Gespenster.«

»Sieh das nicht so eng. Erwinnere dich an Fälle, die hier passiert sind, wo einem die Haare zu Berge standen. Am Broadway hat es das Grausen gegeben, als Dr. Horror erschien. Wir haben es schon mit Vampiren und Zombies zu tun bekommen...«

»Das ist nicht offiziell.«

»Ich weiß, aber...« Douglas hob die Schultern. »Wir werden sehen, wie es weitergeht.«

»Okay, Mann, bis zum nächsten Mord.«

»Weiß ich nicht.«

»Hör auf.« Frazer winkte ab und ließ Douglas stehen. Der rauchte noch zu Ende. In seinem Hinterkopf hatte sich eine Idee festgesetzt, über die er noch näher nachdenken und auch mit seinen Vorgesetzten sprechen mußte. Zunächst einmal verabschiedete er sich von Kollegen und fuhr zurück in sein Büro.

Dort setzte er sich hinter den Schreibtisch und legte die Beine hoch. Er spürte, wie die Müdigkeit kam, die seine Gedanken verdrängte. Irgendwann schlief er ein und schreckte erst hoch, als das Telefon klingelte. Douglas schaute auf die Uhr, zwinkerte, weil Sonnenstrahlen sein Gesicht kitzelten, und nahm ab.

Es war sein Chef, der ihn anrief. Auch er hatte von den Vorfällen gehört und erkundigte sich bei Abe, wie weit er mit seinen Ermittlungen war.

»Sir, wir stehen am Anfang.«

»Wie immer?«

»Richtig.«

»Mann, Douglas, lassen Sie sich einsargen. Was meinen Sie, was ich meinen Vorgesetzten erzählen soll. Die Stadtverwaltung ist beunruhigt, wie es so schön heißt. Die wetzen bereits die Messer, damit bei uns die Köpfe rollen.«

»Daran kann ich nichts ändern.«

»Möchten Sie nach Montana versetzt werden?«

»Die Bergluft tut manchmal gut.«

»Dort soll es auch viel regnen.«

»Ich bin nicht wasserscheu.«

»Tun Sie was! Wir reden später weiter.« Abes Chef legte auf. Douglas erhob sich. Mit einem Trockenrasierer fuhr er sich durchs Gesicht und schaute dabei aus dem Fenster.

Es würde wieder einer der heißen Junitage werden. Über New York stand eine knallige Sonne. Sie brannte hinein in die Straßenschluchten, durch die die Abgase unzähliger Autos krochen. Gegen Mittag würde dort unten die Hölle los sein. Kreislaufschwache Menschen kippten um, die Herzattacken häuften sich, und irgendwo dort lauerte auch dieser verfluchte Killer, der bereits sein fünftes Opfer auf dem Gewissen hatte. Sie waren erhängt worden. Einfach aufgehängt. Ein schlimmer, grausamer Tod, der nicht einmal nach New York paßte, wo man sich auf Kugeln oder Messer verließ. Douglas packte den Apparat weg. Wieder meldete sich das Telefon. Man erklärte ihm, daß ihn ein gewisser William Penn sprechen wollte.

»Kenne ich nicht.«

Der Kollege an der Anmeldung sagte dann: »Es ist wichtig, wie ich hörte. Es soll um die Gehängten gehen.«

»Schicken Sie den Mann hoch!«

»Klar doch.«

Douglas war gespannt. Sollte dieser William Penn eine erste Spur in diesem verdammten Fall sein?

Zwei Minuten später drückte Penn die Officetür auf. Er blieb stehen, lächelte und schaute sich etwas verlegen um. Unter seinem rechten Arm klemmte ein großer, bräunlichgelber Umschlag.

»Ich bin Abe Douglas, Mr. Penn.« Er deutete auf einen Besucherstuhl.

»Bitte, setzen Sie sich.«

»Danke sehr.« Penn nahm Platz.

Der G-man hatte ihn schon eingestuft. Typ Künstler. Sehr langes, wild gekämpftes Haar. Dunkel wie auch der Bart. Dazwischen ein Gesicht mit klaren Augen und einer faltigen Haut. Penn trug Jeans, Turnschuhe, ein weit geschnittenes Hemd und eine ärmellose Lederweste darüber.

»Möchten Sie einen Kaffee, Mr. Penn?«

»Nein, danke.« Er legte den Umschlag auf den Schreibtisch. »Man hat Ihnen bereits gesagt, um was es geht.«

»Ja, um die Morde.«

Der Bart bewegte sich etwas, als Penn lächelte. »Um einen Mord!« stellte er richtig.

»Ich sehe das in einem anderen Zusammenhang.«

»Natürlich.« Penn öffnete den Umschlag und ließ seine rechte Hand darin verschwinden. Dann sagte er etwas, das den G-man fast vom Stuhl riß. »Ich habe die Täter gesehen.«

Abe schloß die Augen, öffnete sie wieder. Nein, es war keine Täuschung. Er sprang auch nicht hoch, beugte sich vor und flüsterte:

»Was haben Sie? Die Täter gesehen?«

»So ist es.«

»Und?«

»Es waren vier.«

Douglas hatte einen Recorder eingeschaltet. Penn hatte nichts dagegen, daß ihr Gespräch aufgenommen wurde.

»Diese vier Täter bewegten einen fahrbaren Galgen durch die

Straßen. Wobei vier von ihnen nur Lendenschurze trugen, einer aber vollständig angezogen war.«

»Das können Sie auch beweisen, Mr. Penn?«

»Ja, Sir. Ich bin Fotograf und in New York nachts auf Motivsuche. Die Stadt ist wieder ›in‹. Die Zeitungen reißen sich um meine Bilder.«

»Okay, kommen Sie zur Sache.«

»Hier bitte.« Penn zog sechs Hochglanzfotos, schon vergrößert, aus dem Umschlag. »Ich habe sie fotografiert. Die Aufnahmen sind leider nicht so scharf geworden, weil plötzlich auftretender Nebel die Sicht behinderte. Man kann aber etwas erkennen, wenn sie genau hinschauen. Darauf kommt es Ihnen ja wohl an.«

Douglas gab keine Antwort. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, sich die Aufnahmen anzusehen.

Penn hatte recht gehabt.

Es war nicht viel zu erkennen, aber was er sah, trieb ihm eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Gestalten auf den Bildern glichen denen, mit denen er schon zu tun gehabt hatte. Lebende Tote, Zombies. Er sah einen Galgen, er sah die Leiche in der Schlinge hängen und später am Baum, als sie den Toten herausgenommen hatten. Das waren die Beweise.

Douglas wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er war einfach zu konsterniert.

»Zufrieden, Sir?«

»Das fragen Sie noch, Penn. Mann, das ist der Hammer. Die Bilder sind tatsächlich echt?«

Penn deutete auf seine Brust. »So echt wie ich, Mr. Douglas. Sie glauben nicht, was ich durchgemacht habe. Ich kam mir vor wie in einem Traum und habe nur fotografiert, verstehen Sie?«

»Kann ich mir denken.«

»Alles andere ist Ihre Sache.«

Abe nickte und schaute wieder auf die Fotos. »Ein Wahnsinn«, flüsterte er, »ein Wahnsinn. Wissen Sie eigentlich, woher der Nebel so plötzlich gekommen ist?«

»Nein. Er war da. Einfach so. Als hatte ihn jemand künstlich erzeugt.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Es ist doch nicht normal«, sagte Penn, »daß sich der Nebel nur auf eine bestimmte Stelle konzentriert.«

Douglas hob die Schultern. »Was ist schon normal?« fragte er nach.

»Sagen Sie ehrlich?«

»Keine Ahnung.«

»In diesem verdammten Fall ist überhaupt nichts normal. Das ist einfach furchtbar.«

»Und ihr Problem, Mr. Douglas.«

»Sicher. Ich hoffe nur, daß wir es mit Ihrer Hilfe lösen können, Mr. Penn.«

»Mehr habe ich nicht für Sie tun können.«

Abe hatte seine erste Überraschung verdaut. Er dachte wieder rational.

»Was haben Sie noch herausgefunden?«

»Sie sehen es auf den Fotos.«

»Haben Sie etwas gehört? Sprachen die Mörder miteinander?«

»Die waren stumm wie Fische.« Penn beugte sich vor. »Wissen Sie, was ich fast glaube, Sir?«

»Nein.«

Er senkte seine Stimme. In seinem Gesicht erschienen noch mehr Faltchen. »Ich habe fast das Gefühl, daß es keine Menschen gewesen sind. Wenn Sie sich die Gesichter einmal genau anschauen, so wirken die, trotz des hinderlichen Nebels, wie Masken. Oder?«

»Das stimmt allerdings.«

»Was ich sagte. Fast keine Menschen mehr. Wie lebende Puppen

oder Roboter.«

Douglas verengte die Augen. »Nicht Zombies?«

Penn stieß zischend den Atem aus. »Wie kommen Sie darauf?«

»Sie sehen so aus.«

»Aber die gibt es nur im Kino oder in Horror-Romanen.«

Abe nickte. »Ja«, sagte er, was wenig überzeugend klang. »Die gibt es nur im Film.«

»Was wollen Sie jetzt tun?«

»Zunächst einmal die Aufnahmen behalten.«

»Das ist klar.«

»Ich brauche Ihre Anschrift. Außerdem möchte ich, daß sie die Stadt nicht verlassen, weil wir sicherlich noch Rückfragen haben.«

»Verstehe.«

»Noch eine Frage, Mr. Penn. Mit wem haben Sie bisher über diese Vorgänge geredet?«

»Nur mit Ihnen.«

»Das ist sehr gut. Behalten Sie es auch bei, Mr. Penn. Der Fall geht nur uns etwas an.« Douglas stand auf. Penn schrieb ihm noch seine Adresse auf. »Wir hören wieder voneinander, darauf können Sie sich verlassen. Und vielen Dank noch mal. Sie haben uns sehr geholfen.«

»Freut mich.«

William Penn ging. Abe Douglas ließ sich auf seinen Stuhl fallen und mußte zunächst einmal scharf nachdenken. Er konnte nicht begreifen, was ihm da widerfahren war. Irgendwie stimmte das alles nicht. Es war ein völliges Durcheinander.

Ein fahrbarer oder rollender Galgen in New York. Das war schon der nackte Wahnsinn. So etwas stieß wirklich an die berühmte Grenze. Aber die Aufnahmen bewiesen es. Nur, wer schob einen Galgen durch diese Stadt? Vier Menschen angeblich. Davon drei im Lendenschurz. So etwas schlug dem Faß den Boden aus.

Abe kam nicht mehr zurecht.

Er nahm einen Kugelschreiber und schrieb das Wort Lendenschurz auf. Dann überlegte er, suchte nach Zusammenhängen, Verbindungen, vollführte ein regelrechtes Brain storming und eichte daran, daß es das Wort Lendenschurz in einer bestimmten Verbindung geben mußte. Dazu gehörte eigentlich noch ein anderer Begriff. Er schrieb ihn auf.

Indianer...

Genau das war es. Lendenschurz, Indianer, aber wie paßte dieser rollende Galgen dazu?

Seine Gedanken wurden unterbrochen, weil jemand, ohne zuvor anzuklopfen, die Tür aufstieß.

Es war sein Chef, der den Raum betrat, sich auf den Besucherstuhl pflanzte und ihn mit einem Gesicht anschaute, das nichts Gutes verhiess.

»Ich habe mich mit gewissen Leuten herumschlagen müssen, die wir, vornehm ausgedrückt, als Theoretiker bezeichnen.«

»Und?«

»Entlassen werden wir nicht.«

»Das ist schon positiv.«

»Ja, richtig. Nur verlangt man noch einiges von uns. Man will, daß wir den Fall so schnell wie möglich aufklären. Wir können sämtliche Hebel in Bewegung setzen, nur bringen Sie uns den Killer, Abel«

»Die Killer, Sir!«

»Wieso?«

Douglas wußte mehr. Er freute sich über den irritierten Gesichtsausdruck des Mannes. »Es sind mehrere Personen, die morden. Sie schieben einen Galgen durch die Stadt, einen rollenden Galgen.«

»Wer hat Ihnen denn diesen Quatsch erzählt?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ein Fotograf.« Douglas holte die Bilder aus der Schreibtischschublade und breitete sie vorder Nase seines

Chefs aus. »Bitte, Sir, Sie können hier alles genau erkennen, wenn Sie richtig hinschauen.«

Der Mann runzelte die Stirn. Dann weiteten sich seine Augen. Er fuhr mit dem Zeigefinger über die Fotos hinweg, als wollte er gewisse Linien nachzeichnen. Immer wieder schüttelte er den Kopf. »Das ist doch ein Trick, verdammt! Da will uns jemand reinlegen.«

»Kein Trick, leider nicht.«

»Und Sie glauben das?«

»Ja, die Fotos sind echt.«

»Können Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat, Abe?«

»Sie sehen die Killer.«

»Klar - und weiter?«

»Auch den Galgen. Vier Wesen schieben ihn durch das nächtliche New York. Drei davon in Lendenschurzen. Eines dieser Wesen ist halbwegs normal bekleidet.«

»Weiter.«

»Ich habe mir meine Gedanken gemacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Galgen von Indianern durch die Stadt geschoben wird. Oder tragen Sie in der Nacht einen Lendenschurz?«

»Indianer, sagen Sie?«

»So ist es.«

»Und wo sollen die herkommen?«

»Wenn ich das wüßte, Sir, dann hätte ich auch die Killer. Wir müssen sie suchen.«

»Das glaubt Ihnen keiner.«

Douglas hob die Schultern. »Bis jetzt nicht, mein Lieber. Ich bin jedoch sicher, daß wir uns auf sie konzentrieren müssen. Und schauen Sie sich die Typen einmal genau an. Fällt Ihnen an denen nichts auf?«

»Sie wirken blaß. Wahrscheinlich wegen des Nebels.«

»Stimmt. Ich rechne damit, daß wir es mit Zombies zu tun haben.

Indianer-Zombies.«

»Toll!« Der FBI-Mann schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

»Die hatten wir ja lange nicht mehr.«

»Ja, aber...«

»Was wollen Sie tun?«

Douglas deutete auf sein Telefon. »Anrufen, Sir. Und zwar in Europa. Genauer gesagt, in London.«

Die Augen des Mannes weiteten sich. »John Sinclair etwa?«

»Wenn er frei ist, ja.«

»Gut, Abe, gut. Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Die Hauptsache ist, daß Sie uns einen Erfolg bringen. Wie gesagt, Kosten und Mühen spielen keine Rolle.«

Douglas hörte nicht mehr zu. Er wählte bereits und hoffte, daß sein alter Kumpel Sinclair Zeit hatte, in die Stadt zwischen Hudson und East River zu kommen...

Nur der Himmel ist die Grenze!

Mit diesem nicht unbescheidenen, aber irgendwo wahren Satz wurde New York treffend charakterisiert. Ich konnte dem nur zustimmen. Es war immer wieder ein Erlebnis, den gewaltigen Kennedy Airport anzufliegen und dabei unter sich die Riesenstadt liegen zu sehen. New York war einfach anders, New York war ein Phänomen. Es zu beschreiben, dazu reichte ein Buch nicht aus. Wir schwebten der Landebahn entgegen, setzten auf und waren da. Suko und ich hatten den Flug prima überstanden, sozusagen im Schlaf. Ein wenig steif vom langen Sitzen verließen wir den Clipper und wurden schon sehr bald von Abe Douglas entdeckt, der uns zuwinkte. Zoll und andere Formalitäten blieben uns nicht erspart.

Abe begrüßte uns herzlich. Wir wurden zu einem Drink eingeladen und erfuhren, um was es ging.

Ein rollender Galgen, den jemand in der Nacht durch die Straßen der Riesenstadt schob, das hatte ich auch noch nicht erlebt. Dabei konnte ich wirklich auf einige merkwürdige Dinge zurückblicken, aber so etwas wollte mir nicht in den Sinn.

Ich fragte schon nach einer Täuschung, aber Abe Douglas lieferte uns die Beweise.

Suko und ich starrten die Fotos an, schüttelten die Köpfe und wußten nicht, was wir sagen sollten.

»Das sind keine getürkten Aufnahmen«, erklärte uns Abe noch mit Nachdruck.

»Kann ich mir denken«, sagte der Inspektor. »Aber was hat das alles für einen Sinn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nichts geschieht ohne Motiv.«

»Stimmt, Suko. In diesem Fall haben wir keines erkannt. Die Killer wählen sich ganz einfach Menschen, die...« Er hob die Schultern.

»Was soll ich dazu sagen? — ...die ihm über den Weg laufen.«

»Ihnen, mußt du sagen.«

»Meine ich ja.«

»Indianer!« murmelte ich. »Zombie-Indianer, möglicherweise. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Aber auch sie müßten ein Motiv haben. Und ihr habt die Toten stets am gleichen Ort gefunden?«

»Ja, am Washington Square.«

»Das ist sehr ungewöhnlich.«

»Meinst du nicht, daß da Methode dahintersteckt?«

»Auch. Eine ungewöhnliche Methode.«

»Und was hältst du von den Gestalten? Vermutest du auch, daß es Zombies sind?«

»Sie sehen wenigstens so aus. Es kann auch am Nebel liegen. Mich

wundert nur, daß niemand den quietschenden Galgen gehört hat. Er entsteht und verschwindet wieder. Wo er steckt, ist die große Frage!«

Abe wußte keine Antwort, dafür Suko. »Möglicherweise in einer anderen Dimension.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

Abe grinste. »Also bei uns muß ich mit allem rechnen. Deshalb möchte ich nicht widersprechen.«

»Wenn sie in eine andere Dimension verschwinden«, sagte ich, »müssen sie auch aus einer anderen Dimension gekommen sein. Findet ihr nicht auch?«

»Kann sein«, meinte Abe und fuhr fort. »Wenn dem so ist, stehen wir vor verdammt schweren Problemen.«

»Das stimmt allerdings.«

Douglas grinste, was seinem Gesicht etwas Jungenhaftes gab. »Da wäre noch eine Sache«, erklärte er. »Wie ihr euch vorstellen könnt, bin ich nicht gerade untätig geblieben. Auch wir haben unsere Spuren gelegt und nachgeschaut.«

»Wohin denn?« Suko lächelte.

»Hör auf, Mensch. Jedenfalls gingen mir die Gestalten nicht aus dem Kopf und besonders nicht ihr Aussehen. Lendenschurze, die typischen Gesichtsmarkmale, das deutete auf die Ureinwohner unseres Kontinents hin. Schließlich war Manhattan mal von Indianern besiedelt, bis die Holländer und Engländer kamen, aber darüber möchte ich nicht reden. Für mich zählt nur eines. Auch jetzt gibt es in dieser Stadt noch einige Indianer. Viele arbeiten im Hochbau, errichten Wolkenkratzer, streichen und reparieren Brücken, putzen Fensterfassaden von Hochhäusern. Was die Weißen nicht schaffen, ist für die Indianer mancher Stämme ein Kinderspiel.«

»Ich habe von den Leuten gehört«, sagte ich.

Abe fuhr fort. »Sie leben in der Stadt gewissermaßen in einer Kolonie. Als Weißer kommt man schlecht an sie heran, aber ein Bekannter von mir, der mir noch einen Gefallen schuldet, hat mich an Joseph verwiesen.«

»Wer ist das denn?« fragte Suko.

»Der Mann von Maria«, sagte ich.

»Witzbold.« Abe lachte nicht. »Joseph ist so etwas wie ein Anführer, der gute Geist, wenn ich das mal so sagen darf. Er ist der Mann, dem sie gehorchen, der ihnen in schwierigen Lagen erklärt, wie sie sich aus der Affäre ziehen können.«

»Und?«

»Hört zu, ihr beiden. Joseph weiß sehr viel. Er kennt die Historie seiner Landsleute ganz genau. Er ist einfach da und bei seinen Landsleuten eine Institution.«

»Ihn sollen wir also besuchen?«

»Ja.«

»Bist du davon überzeugt, daß er mehr weiß?«

Abe Douglas nickte Suko zu. »Und ob ich davon überzeugt bin, Freunde.«

»Wann können wir hin?« Der G-man grinste.

»Joseph ist etwas schwierig. Es war nicht leicht, einen Termin bei ihm zu bekommen. Aber ich habe für heute abend ein date mit ihm vereinbart. Er lebt in einem Haus, das eigentlich nur von Indianern bewohnt wird. Es ist eine Ecke in New York, in die man keine Pauschaltouristen führt.«

»Also gefährlich?« fragte ich.

»Ja — sehr. Falls man sich nicht benimmt«, schränkte er noch ein.

»Aber ihr schafft so etwas ja.«

»Das will ich hoffen.«

»Hast du schon Vorgespräche mit ihm geführt?« erkundigte ich

mich.

»Sicher.«

»Wie steht Joseph zu dem Fall?«

»Ich hätte es euch gesagt. Er hat mich gewarnt, aber nicht sehr direkt gesprochen. Er meinte nur, daß wir den schlafenden Götzen nicht wecken sollten.«

»Ist der nicht schon wach?«

»Es sieht so aus, John«, sagte Douglas. »Und wenn du mich fragst, muß ich dir sagen, daß es mir manchmal Spaß macht, Götzen zu wecken...«

»Mir auch«, sagte Suko. »Besonders dann, wenn sie alte Holzgalgen durch die Stadt schieben...«

Sie war wie eine Blume, die in einem dunklen Käfig stand und trotzdem voll erblüht war. Sie hieß Nabila, war zweiundzwanzig Jahre jung, besaß pechschwarzes glattes Haar, ein schmalgeschnittenes Gesicht und eine von Natur aus sonnenbraune Haut.

Sie gehörte zu den Menschen, die in New York geboren, aber in ihrer eigenen Welt geblieben waren.

Sie hatte von anderen Stadtteilen und Orten gehört, ohne selbst dort gewesen zu sein. Ihre Welt war der Block, in dem sie, zusammen mit den anderen, lebte.

Nabila war Indianerin. Die Mutter stammte von den Dakotas ab, der Vater von den Apachen. Beide lebten nicht mehr. Ein Unfall hatte sie in den Tod gerissen. Da war Nabila gerade sechzehn gewesen und stand nun allein auf der Welt.

Unter ihnen gab es einen Menschen, der ebenfalls allein war. Joseph, der Alte und der Wissende. Einer, der zu ihnen gehörte, vor dem sie jedoch alle Respekt hatten.

Der Block, in dem sie lebten, war ein alter Kasten. Ein hoher

Backsteinbau, eingerahmt von ebenfalls alten Gebäuden, an denen allerdings gearbeitet wurde. Man wollte sie renovieren. Wie es hieß, sollte das Haus der Indianer ebenfalls an die Reihe kommen. Es gab da noch Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Besitzern. Joseph hatte sich sehr um Nabila gekümmert und sie über das erste Leid hinweggetröstet. Mit der Zeit hatte das schöne Mädchen Vertrauen zu ihm gefaßt, und es freute sich auf die langen Abende und Nächte, wenn sie mit Joseph zusammen auf der Bank im Innenhof sitzen konnte, um den alten Geschichten zu lauschen, die Joseph erzählte. Er war ein besonderer Mann. Nicht allein von seinem Wissen oder den Fähigkeiten her, auch sein Aussehen trug dazu bei. Das Gesicht mit der braunen Haut wirkte wie Baumrinde. Das lange Leben hatte Kerben hineingeschlagen, so daß die Haut ein regelrechtes Relief bildete. Er war relativ klein, wirkte jedoch größer, weil er stets einen dunklen Topfhut trug und eine Feder in sein graues Haar gebunden hatte. Die Feder ragte aus dem Hut empor; ein Loch war in ihn hineingeschnitten worden.

Als Kleidung trug er zumeist eine alte Jacke, bei der vorn die meisten Knöpfe nicht mehr vorhanden waren. Seine Hose war an den Seiten ausgestellt und wirkte pumpig. Nur zu hohen Festtagen legte er eine andere Kleidung an und trug auch den Schmuck, den seine Väter und Vorväter ihm vererbt hatten.

Joseph war ein schweigsamer Mensch. Wenn er mal sprach, waren die Worte und Sätze stets inhaltsschwer.

Über New York brütete die Hitze. Die meisten Menschen zog es ins Freie. Auch Joseph machte keine Ausnahme. Er saß im Hof auf seinem Lieblingsplatz, schaute auf die vier Bäume, die er Vorjahren gepflanzt hatte. Trotz aller Unbillen waren sie wunderschön gewachsen. Sie gaben dem tristen Hof so etwas wie eine kleine grüne Lunge. An den Nachbarhäusern wurde nicht mehr gearbeitet.

Joseph konnte auf die leeren Stahlgerüste schauen.

Er saß nicht allein. Kinder spielten in einem Sandkasten oder plantschten im aufblasbaren Pool.

Die Mütter saßen im Schatten und beobachteten die Kleinen, während ihre Väter noch unterwegs waren.

Vorabendliches Flair herrschte zwischen den Mauern, aber Joseph wußte, daß diese Stille trügerisch war. Unter der Oberfläche brodelte es. Die Erde sah zwar aus wie immer, doch es gab Dinge, über die man besser nicht sprach.

Sie waren vorhanden, sie hatten sehr lange in einem tiefen Schlaf gelegen, über Jahrhunderte hinweg, doch nun waren sie geweckt worden. Davor fürchtete Joseph sich.

Sein Gesicht hatte noch ein paar Furchen mehr bekommen. Die Augen waren zwar nicht trüb geworden, sie hatten jedoch einem sorgenvollen Ausdruck Platz geschaffen.

In den letzten Nächten hatte er oft wachgelegen und das Rollen der Räder gehört.

Der alte Galgen war zurückgekehrt. Die Legenden hatten nicht gelogen. Er war wieder da.

Niemand hatte eine Zeit vorgegeben, aber er würde rollen und ein Instrument der Rache sein.

Joseph hatte sehr lange über die Rache nachgedacht. Seine Vorväter waren mit dem Gedanken an Rache aufgewachsen. Für sie war es etwas Normales gewesen, doch Joseph dachte mittlerweile anders darüber. Er hatte die Menschen kennengelernt. Er wußte, daß die, die dieser schrecklichen Rache zum Opfer fielen, unschuldig waren. Sie konnten einfach nichts dazu, und das stimmte ihn sehr nachdenklich. Es hatte Tote gegeben. Es gab immer Tote, wenn der alte Galgen rollte. Die Gräber waren nur äußerlich verschüttet. Man hatte diese Stadt gebaut, ohne auf die Ureinwohner des Landes Rücksicht zu nehmen. Man hatte sie geknechtet, sie grausam

unterdrückt und sie ausgelacht, wenn sie von den alten Flüchen sprachen.

Man hatte sie auch geschändet und hilflos sterben lassen. Nun waren sie zurückgekehrt und hatten sich in das Leben der Menschen eingemischt.

Die Sonne war sehr warm gewesen. Sie hatte die Mauern bestrahlt, die nun, am späten Nachmittag, damit begannen, die Hitze wieder abzugeben. Staub lag in der Luft. Die Kinder hatten ihren Spaß. Wasser spritzte in unzähligen Tropfen hoch, in denen sich das Sonnenlicht brach.

Die Kleinen waren unbelastet, und die Erwachsenen, von denen einige Bescheid wußten, sprachen nicht darüber. Niemand wollte damit etwas zu tun haben, obwohl in vielen von ihnen das Blut der Rasse floß. Joseph seufzte auf. Er hatte sich außerdem zu einem sehr waghalsigen Schritt entschlossen und keinen seiner Landsleute eingeweiht, doch selbst er hatte keine andere Möglichkeit mehr gesehen. Das Morden mußte ein Ende haben. Rasch.

Leichte und leise Schritte unterbrachen seine Gedanken. Er drehte den Kopf nach rechts, weil sie von dort aufgeklungen waren. Nabila kam.

Ihr dunkles Haar wurde von Reflexen umweht, die das Sonnenlicht auf den Rand zauberte. Die Strähnen umrahmten den Kopf so glatt, als wären sie eingefettet worden. Sie schaute Joseph an, lächelte dabei, doch ihr Gesichtsausdruck blieb ernst.

»Setz dich zu mir«, sagte er.

»Danke.«

Rechts neben ihm ließ sie sich nieder und schaute den spielenden Kindern zu.

Joseph ließ seine Blicke über die schmale Gestalt des Mädchens wandern. Dabei schüttelte er den Kopf, was Nabila aus dem Augenwinkel bemerkte. »Ist etwas?« fragte sie.

»Ja, Kind. Es gefällt mir nicht, daß du so herumlaufet wie die meisten anderen auch.«

»Wie meinst du das?«

»Wie ich es sagte. Du trägst Jeans, Modeschmuck, ein T-Shirt, was soll das?«

»Ich fühle mich darin wohl.«

»Unsere alte Tracht stünde dir besser«, sagte Joseph fast seufzend. Sie lachte leise und legte die schmale Hand auf seine Schultern. Bunte Ringe steckten an der Hand. »Aber Joseph, sei doch bitte nicht so streng. Ich bin jung, ich möchte leben, das Leben genießen! Weshalb soll ich mich absondern?«

»Du bist keine von denen da draußen.«

»Das stimmt, Joseph. Das stimmt alles. Trotzdem kann ich nicht so herumlaufen, wie es vor über hundert Jahren die Mädchen und Frauen getan haben. Ich muß mich anpassen.«

»Leider, mein Kind, leider.« Joseph schaute wieder in die Sonne, die tiefer gesunken war und den Hof deshalb in ein Licht- und ein Schattengebiet aufteilte. »Noch wird sie scheinen«, flüsterte er, »aber bald wird die Zeit kommen, wo sich der Himmel verdüstert und die alten Wahrheiten zu einer blutigen Tatsache werden.«

»Sind sie es nicht schon geworden?« Nabila wußte genau, was Joseph damit meinte.

»Ja, aber sie werden schlimmer werden. Fünf Tote reichen ihnen nicht für ihre Rache.«

Nabila erschrak. Ihr Gesicht bekam eine Gänsehaut und wurde blaß.

»Wie meinst du das denn? Rollet der Galgen weiter?«

Er nickte. Mit Nabila konnte er reden, da er das Mädchen eingeweiht hatte.

»Du weißt viel, Joseph.«

»Vielleicht zuviel, meine Sonne. Es ist manchmal nicht gut, wenn

man ein zu großes Wissen besitzt. Kannst du das verstehen?«

»Ich bemühe mich.«

»Eines möchte ich dir sagen. Er ist zurückgekehrt, und wie ich ihn beurteile, wird er keine Gnade kennen. Er geht den schrecklichen Weg der Rache. Er kommt aus dem Jenseits, er hat sich manifestiert, er hat jemanden gefunden, er wird den Galgen weiter rollen lassen. Die Weißen tragen die Schuld. Sie haben es damals getan, doch wenn du ihnen das sagst, lachen sie dich aus oder halten dich für irre.«

Josephs Worte hatten ihr Angst gemacht. Nabila bewegte unruhig ihre Hände. »Was... was willst du denn dagegen machen?« fragte sie.

»Ich habe schon etwas getan.«

»Und?«

»Ich habe mit den Weißen gesprochen, mein Kind. Sie werden uns heute besuchen.«

»Wie konntest du nur? Du bist dir selbst untreu geworden.«

»Nicht ganz. Ich mußte etwas tun. Derjenige, der mich besucht, hat das Vertrauen eines Freundes und deshalb auch das meinige. Vielleicht gelingt es ihnen, ihn zu stoppen.«

»Ihnen?«

»Sie sind zu dritt. Zwei von ihnen kamen aus London in diese Stadt. New York hat unzählige Augen und Ohren, von denen auch ich nicht verschont geblieben bin. Aus diesem Grunde habe ich ebenfalls etwas über die drei Männer gehört.«

»Gutes, nicht?«

»Natürlich nur Gutes. Sie haben dem Bösen die Stirn gezeigt. Es waren Zombies hier in New York, die Männer konnten sie stoppen. Ich hoffe, daß es ihnen auch bei ihm gelingt.«

»Wer ist er denn?«

Joseph schaute auf seine furchigen Hände und runzelte die Stirn.

»Er?« murmelte er, »hast du noch nie von ihm gehört, kleine Nabila?«

»Nein.«

»Es ist Aconagua!«

Sie wiederholte den Namen mit bebenden Lippen. »Wieso hast du ihn genannt?«

»Damit du Bescheid weißt.«

Starr schaute das Mädchen in den Hof. »Aber ich kenne ihn«, flüsterte es. »Ich kenne ihn sehr gut.«

»Ich weiß.«

»Ist er der Mörder?«

»Aconagua ist bereits seit einigen hundert Jahren tot, wie du aus der Geschichte weißt.«

Nabila nickte. »Ja, natürlich.« Sie lachte. »Ich habe mich nur deshalb erschreckt, weil...«

»Rede nicht weiter.« Joseph hatte gesehen, daß zwei Frauen an ihrer Bank vorbeigingen, sie mit scheuen Blicken betrachteten und kaum wagten, sie zu grüßen.

Joseph nickte sehr freundlich und sagte, als die beiden im Haus verschwunden waren: »Sie wissen nichts, meine Liebe. Sie wissen nichts. Das ist auch gut so.«

»Ist es denn so schlimm?«

Joseph antwortete etwas orakelhaft. »Es ist immer schlimm, wenn jemand eine Klapperschlange an seinem Busen nährt. Das mußt du einfach begreifen, mein Kind.«

»Ja, es ist schwer, wirklich.« Sie hatte es nur sodahingesagt, ohne alles verstanden zu haben.

Beide hörten den Lärm. Aus dem Flur drang er nach draußen. Wilde Stimmen, hart und auch herrisch. Dazwischen ein hartes Lachen und das Trampeln von Füßen.

Jemand stürmte in den Hof. Er kam wie ein Gewitter. Ein mächtiger

Mann, lief drei Schritte, blieb stehen und kreiselte herum. Nabila erschrak. »Aconagua!« flüsterte sie und spürte, wie ihr Herz schneller schlug...

Er stand da, hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt und schaute sie nur an.

Sein Blick besaß die Kälte von Eis. Nabila fröstelte darunter. Sie fühlte sich plötzlich unwohl, weil sie genau wußte, was dieser Mann von ihr wollte.

Er hatte sie ausgesucht. Er war der Stärkste, der Kommandant oder Häuptling, und er hatte demnach das Recht, sich die Person auszusuchen, die er haben wollte.

Das war nun mal Nabila!

Sie ließ ihren Blick über seine Gestalt schweifen. Was sie sah, hätte manch weibliche Person erregt, doch sie verspürte Furcht vor dieser kaum gezähmten Wildheit.

Aconagua war nicht nur überdurchschnittlich groß, er besaß auch sehr breite Schultern und die Arme eines Boxers. Durchtrainiert. Wie immer trug er seine enge, schwarze Hose aus weichem Leder. Sie besaß zahlreiche Taschen, aus denen jetzt noch das Werkzeug hervorschaute, das er für seine Arbeit benutzte. Um die Hüfte war das Seil geschlungen, das sie bei ihrer Arbeit hielt. Matt glänzten die Metallhaken über dem Hanf des Seils. Sein Oberkörper war nicht ganz nackt. Aconagua trug noch eine ärmellose Lederweste und um seinen Hals ebenfalls ein schmales Lederband, an dem ein Totem hing.

Es war der Kopf eines Götzen. Angemalt in den Farben Blau, Gelb und Rot.

Sein Gesicht hatte etwas Comichaftes. Sehr scharf geschnitten. Etwas Raubvogelhaftes lag in den Zügen und auch in den Augen, in denen die Pupillen fast gelb schimmerten. Hochstehende

Wangenknochen zeichneten sich unter den Augen ab. Das lange, pechschwarze Haar konnte mit dem des Mädchens konkurrieren. Es wurde von einem mit Perlen geschmückten Stirnband gehalten.

Sekunden waren vergangen. Staub klebte noch auf der Gestalt des Achtundzwanzigjährigen. Als er jetzt grinste, sah es wild und verwegen aus, wie bei einem Westernheld im Kino.

»Hallo, Nabila...«

Sie nickte nur.

Er kam näher. Sein breites Kinn wies in der Mitte eine Kerbe auf.
»Mehr sagst du nicht zu mir?«

»Nein, ich...«

»Heute morgen habe ich dir gesagt, daß ich den Abend mit dir verbringen will.«

»Ich aber nicht.«

Blitzschnell faßte er zu. Seine langen, sehr kräftigen Finger legten sich auf ihre Schultern. »Aber nicht doch, Kind, nicht mit mir. Ich will aber mit dir zusammen sein.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Laß sie in Ruhe«, sagte Joseph. »Du siehst doch, daß sie sich anders entschieden hat.«

»Das ist mir egal. Ich will aber, daß sie die Zeit mit mir verbringt. Verstanden?« Er besaß ein widerliches Macho-Gehabe, doch er war gleichzeitig der Stärkere.

Joseph nickte. Dieser Aconagua war ein brutaler Tyrann, der jeden unterdrückte, der eine andere Meinung hatte als er. »Behandle sie bitte gut. Sie ist so zerbrechlich.«

Aconagua lachte nur. »Keine Sorge. Ich werde sie schon gut behandeln. Das meinst du auch, nicht?« Nabila hob die Schultern. Er ließ sie los und lachte. »Ich gehe mich waschen, dann komme ich zurück. Auch du, Joseph, wirst mich nicht daran hindern, sie mitzunehmen.«

»Sei verflucht!« flüsterte der alte Mann.

Aconagua lachte. »Bin ich das nicht schon?« erwiderte er leise, drehte sich um und verschwand.

Joseph nickte. »Ja, das Gefühl habe ich mittlerweile auch. Der Fluch wird uns alle überrennen...«

Daß es in New York aussehen konnte wie in St. Tropez um 1942, hätte ich nie gedacht. Abe Douglas aber belehrte Suko und mich eines Besseren. Wir fuhren in die Gegend unterhalb der Brooklyn Bridge ans Südende von Manhattan. Dieses Gebiet ist mittlerweile zu einem Feinschmecker-Areal der New Yorker Fisch-Freaks geworden. Und nicht nur die Einheimischen, sondern auch die Touristen wußten längst dieses Mekka zu würdigen, wo der Fisch so frisch wie nirgendwo sonst in New York auf den Tisch kam.

Auffällig die historischen Fassaden in der Fulton Street, direkt unter der Brücke. Für Architekturgenießer eine wahre Erfüllung. Und gleich daneben, sehr sensibel angepaßt, das neue Gebäude des Fulton Market, dessen Verkaufshalle mit ihrem Angebot ein Mekka für alle Seafood-Liebhaber New Yorks ist.

Um vier Uhr morgens beginnt der Trubel. Da wird angeliefert, wenig später schon verkauft, und gegen acht stehen die Straßenköche bereit und braten auf ihren Grills den schmackhaftesten Fisch. Die Gerüche schwängerten die Luft in dieser Gegend bis spät in die Nacht. Zu dieser Zeit haben die zahlreichen Restaurants noch einmal Hochbetrieb. Neue und alte stehen einträchtig nebeneinander. Alte Fassaden und moderne Wintergärten als Anbauten, das alles bekommt der Brooklyn Bridge, über die pausenlos der Verkehr von Brooklyn nach Manhattan und umgekehrt hinwegrollt.

Für Suko und mich waren es neue Eindrücke. Wir kannten diese Ecke noch nicht und erlebten ausgelassene Menschen, die sich wie Kindergaben. Die Straßen des Seaport-Viertels verwandelten sich in

eine einzige Cocktailparty.

Straßenkünstler boten Einlagen. Vom Feuerschlucker bis hin zum Jongleur und den Performance-Gruppen war alles vertreten. Ich hatte den Eindruck, als wäre New York an diesem Tag ein großes Theater, in dem jeder seine eigene Show abzog.

Da ich neben Douglas saß, bemerkte dieser meine verwunderten Blicke.

»Nicht nur bei euch in London wird geswingt, hier ebenfalls.«

»Das kannst du laut sagen. Es ist nur schade, daß wir dienstlich unterwegs sind.«

»That's life...«

»Man könnte ja noch einige Tage dranhängen«, murmelte ich mehr zu mir selbst.

Der G-man hatte es trotzdem gehört. »Bei eurem Job, John? Geht das denn?«

»Manchmal muß eben etwas gehen.«

»Wir werden sehen.«

Nur im Schrittempo kamen wir voran, das war gar nicht mal schlecht, so konnte ich beobachten, Eindrücke sammeln und mich auch darüber freuen, daß ich hier keine Gewalt sah.

Die Häuser des Seaport-Viertels wirkten trotzdem gedrängt und geduckt, wenn man sie mit denen verglich, die hinter ihnen hochwuchsen. Da stachen schon die Wolkenkratzer in den Himmel und warfen im unteren Teil lange Schatten, die bis zur Brücke reichten. Noch im Schatten der mächtigen Brooklyn Bridge befand sich auch unser Ziel.

The Indian Block hieß er im Volksmund. Das wußten wir von Abe Douglas. Die Indianer wohnten in einem hohen Haus, auf dessen roter Backsteinmauer noch die letzten Sonnenstrahlen lagen. Viereckige Scheiben, meist in sehr breite Fenster gesetzt, fingen das letzte Licht auf. Über New Jersey und dem Hudson River breitete

sich die Nacht aus. Weiter hinter dem East River und hoch über dem Atlantik brannte noch der Himmel in einem wahren Feuersturm. Er legte sich als Restlicht noch über die Konstruktion der Brücke, die wie ein stählerner Wächter alles kontrollierte.

Einen Parkplatz, zu finden, war nicht leicht. Da Abe den Wagen trotzdem in eine Lücke schieben konnte, glich einem Kunststück. Ich war vorher bereits ausgestiegen und schnappte nach Luft. Die Air condition im Wagen war nicht nach meinem Geschmack gewesen.

Leider hatten wir keine Zeit, einen Happen zu essen. Der Dienst ging vor. Trotzdem fing mein Magen an zu knurren, als ich die Essensdüfte vom Seaport her aufnahm.

Zu Fuß gingen wir ein Stück zurück und näherten uns dem Block. Er war über Eck errichtet worden, zwölf Stockwerke hoch. Eine offenstehende Eingangstür hielt die Flügel aufgeklappt wie ein Schlund. Sie befand sich genau auf der Ecke, und über ihr zeichneten sich bis zum Dach hin genau zwölf Fenster ab.

Rechts und links neben dem Block wurden die beiden Häuser renoviert. Das der Indianer stand dazwischen wie eine Trutzburg. Irgendwie erinnerte mich sein Platz auch an das Schicksal der Rasse, die sich verzweifelt gegen die Übermacht der Weißen gewehrt hatte und danach so grausam bekämpft und fast vernichtet worden war. Wir waren auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehengeblieben. Zu beiden Seiten standen die abgestellten Fahrzeuge. Die meisten von ihnen sahen aus, als hätten sie schon bessere Zeiten erlebt. Staub und Dreck klebten auf den Karosserien.

Das laue Wetter hatte die Menschen ins Freie getrieben. Hier lebten viele Farbige.

Abe Douglas runzelte die Stirn, was mir wiederum auffiel. »Was ist mit dir?«

»Ich weiß nicht, John, aber mir gefällt die Sache nicht. Ich habe das Gefühl, als würde sich hier einiges zusammenballen.«

»Ein Gewitter?«

»So ähnlich. Nur eines, das aus Emotionen besteht, weißt du? Wenn man so lange in dieser Stadt lebt wie ich, dann hat man einfach das Gespür für gewisse Dinge.«

Mir gefiel das Haus nicht. Ich kannte unzählige mit einer solchen oder ähnlichen Fassade, ich hatte aber gleichzeitig das Gefühl, als würde von der Fassade her eine finstere Drohung ausgehen, die uns in Wellen entgegenschwappte und uns gleichzeitig auch vor gewissen Dingen warnte. Unwillkürlich tastete ich nach meinem Kreuz. Ich wollte überprüfen, ob es sich erwärmt hatte.

Da war nichts.

Ich dachte an die Bilder, die uns Abe Douglas gezeigt hatte. Ein rollender Galgen, über dessen Brett eine Schlinge baumelte. Das Haus wirkte so, als könnte jeden Augenblick eben dieser Galgen aus seinem Eingang geschoben werden.

Das Kreuz hatte sich nicht erwärmt. Also befand sich keine Schwarze Magie in der Nähe, was allerdings nichts zu sagen hatte, denn sie konnte auch weiter entfernt konzentriert sein.

»Was gefällt dir nicht?« fragte Suko.

»Eigentlich alles.«

»Man hält uns unter Kontrolle«, sagte Abe. Wahrscheinlich meinte er damit die Jugendlichen vor dem Gebäude. Sie alle sahen anders aus als wir. Sie stammten von einer alten Rasse ab. Obwohl sie nichts taten, sah man ihnen ihre Wildheit an. Es lag nicht nur an der Kleidung oder an ihren ›Frisuren‹. Diese jungen Leute wirkten wie aufgezogene Gestalten, die man nur einzuschalten brauchte, damit sie starteten.

»Hinein kommen wir«, sagte Abe.

Suko und ich wußten, was er damit meinte. »Und wie ist es mit dem Hinauskommen?« fragte ich.

»Abwarten.«

»Dann los!«

Suko setzte sich in Bewegung. Er ließ einen Wagen vorbeirollen, dessen Verdeck zurückgeklappt war. Zwei buntgekleidete Männer hockten darin. Der eine schleuderte uns eine Zigarettenkippe direkt vor die Füße und verschwand.

Die Haltungen der Jugendlichen änderten sich unmerklich, als sie sahen, daß wir auf den Eingang zusteuerten. Sie hockten auf Kisten und Bänken, einer auf einem Fahrrad, zwei andere in den Sätteln einer älteren Honda.

Wie auf Kommando schoben sie sich zusammen. Sehr langsame, fast zeitlupenhafte Bewegungen. Sie wirkten dabei irgendwie desinteressiert, doch sie behielten uns genau im Blick.

Wir waren Fremde. Zwar ging Suko mit uns, doch die jungen Leute erkannten sehr schnell, daß er sich uns zugewandt hatte. Wir kamen nicht ins Haus.

Zu fünft versperrten sie den Eingang. Einer trat einen kleinen Schritt vor. Sein Oberkörper war nackt. Er hatte ihn an einigen Stellen mit bunter Farbe angemalt. Als Hose trug er eine Fetzenjeans. Das Haar bildete im Nacken einen Pferdeschwanz.

Er sagte nichts. Seine Geste war deutlich genug. Er schüttelte kurzerhand den Kopf.

»Was ist?« fragte Douglas.

»Ihr kommt hier nicht rein.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil das eine Reservation ist. For Indians only, du verstehst nicht? Ihr Weißen habt die Reservationen damals gegründet. Jetzt müßt ihr sie auch akzeptieren.«

»Da hast du recht. Nur sind wir verabredet. Mit einem von euch, der mehr denken kann als du, weil er schon die Weisheit des Alters besitzt. Sag Joseph, daß wir hier sind. Sag es schnell, sonst wird er dir zeigen, wo es langgeht.«

»Joseph spricht nicht mit den Weißen.«

»Bei uns macht er eine Ausnahme. Lauf hin und frage ihn, aber beeile dich, Junge.«

Er holte tief Luft. Sein Brustkorb schwoll dabei an. Dann nickte er. »Ich mache eine Ausnahme.« Er drehte sich um und verschwand im Halbdunkel des Hausflurs, wo sich ebenfalls Menschen aufhielten, deren flüsternde Stimmen uns entgegenwehten, zusammen mit dem Gedudele von Radios und TV-Geräten.

Wir warteten. Die Lücke, die er hinterlassen hatte, war von den anderen sofort wieder geschlossen worden.

Es verstrichen mehrere Minuten. Im Flur herrschte Betrieb. Einmal verließ ein Mann das Haus. Er ging gebückt, als hätte er Hiebe bekommen. Uns bedachte er mit keinem Blick.

Dann kam der Junge zurück. »Er will euch tatsächlich sehen«, erklärte er, »geht hinein.«

Die anderen machten Platz.

Ich atmete auf, weil die Aktion bisher friedlich abgelaufen war. Der Hausflur roch fremd. Viele Gewürze und Riechstoffe kannte ich nicht. Die Wände zeigten Bilder aus Sprühdosen, vermischt mit Parolen und Sprüchen.

Die meisten Texte besaßen einen aufrührerischen und kämpferischen Inhalt. In markigen Worten wurde das Land zurückgefordert, das den Indianern abgenommen worden war.

Der Junge war mit uns gegangen. »Wo finden wir Joseph denn?« fragte Douglas.

»Du bist ein Bulle, wie?«

»Wie kommst du darauf?«

Er deutete auf seine Nase. »Das rieche ich. Bullen stinken.«

Ahe lachte. »Und ich dachte schon, dieser Strenge Geruch stammte von dir. Wo wohnt er also?«

Der Junge deutete nach rechts, in eine Nische. »Hier hat er sein

Tipi.«

»Tipi ist gut.«

»Viel Spaß.« Der Knabe schlich davon. An der Tür lachte er, drehte sich und hielt plötzlich einen Tomahawk in der Hand. »Mit den alten Waffen werden wir euch schlagen, das schwöre ich.«

Ahe winkte ab. »Die Sprüche habe ich schon oft genug gehört.« Dann klopfte er.

Wir hörten eine schwach klingende Stimme. Verstehen konnten wir das Wort nicht, sahen es jedoch als Aufforderung an und öffneten die versteckt liegende Nischentür.

Was wir zu sehen bekamen, war einmalig. Ein Kramladen, ein Museum, ein Abfalleimer. Für dieses große Zimmer paßte jeder Begriff. Der Raum war vollgestopft mit Kram.

Mit alten Fellen, Teppichen, Waffen, Landkarten — mehr vergilbte Fetzen -, auch Trögen, Schalen und Decken. Pfeifen lehnten an Stapeln von Zeitungen, die Decke war rauchgeschwärzt.

Inmitten des Krempels saß er wie ein King.

Joseph hockte auf mehreren Fellen in der Mitte des Raumes. Um sich herum den Krempel. Als weitere Sitzgelegenheiten dienten Kisten, die er gestrichen hatte.

Auch dieser Raum beinhaltete einen Geruch, bei dem sich mir der Magen umdrehte. Es stank nach ranzigem Fett.

Das Fenster lag sehr niedrig. Die letzten Sonnenstrahlen wischten vielleicht über das Dach des Hauses, sie erreichten die niedrigen Fenster allerdings nicht mehr.

Suko und ich hatten schon viele Merkwürdigkeiten erlebt, um über gewisse Dinge noch lachen zu können. Joseph gehörte zu den Menschen, die sich nicht einordnen ließen, wenigstens was sein Äußeres betraf. Wegen der Hitze hatte er auf eine Oberbekleidung verzichtet. Dafür hatte er den Oberkörper mit einem stinkenden Fett eingerieben. Die Haut glänzte wie eine faltige Schwarte. Ebenso

faltig war das bemalte Gesicht. Ich kannte mich mit diesen Zeichen nicht aus, konnte mir aber kaum vorstellen, daß Joseph mitten in New York auf den Kriegspfad gehen wollte.

Er hockte im Schneidersitz auf den Fellen. Seine Beine wurden von einer ledernen Hose mit seitlichen Fransen verdeckt. Die faltigen Hände hatte er auf seine Oberschenkel gelegt. Es gab kein Licht im Raum, nicht einmal eine Kerze, und so hatten wir Mühe, überhaupt sein Gesicht erkennen zu können.

Ich hatte den Raum als letzter betreten und schloß auch die Tür. Auf leisen Schritten ging ich Joseph entgegen und blieb zwischen meinen Freunden stehen.

Der alte Indianer schaute uns an. Seine Augen waren fast zugewachsen, wir sahen sie nur glitzern wie Tropfen, als sein Blick zwischen uns pendelte.

Obwohl er bisher keinen von uns gekannt hatte, wies er zielsicher auf den G-man und sagte: »Du bist Abe Douglas.«

»Stimmt.«

»Und deine Freunde von jenseits des großen Meeres sind auch mitgekommen. Das ist gut, sehr gut. Allein könntest du nichts ausrichten. Es ist besser, wenn ihr zu dritt seid.«

»Und was sollen wir tun?«

»Ihn stoppen.«

»Meinst du den Galgen?«

»Den auch, aber es gehört jemand dazu, der ihn befehligen, dem er gehorcht. Und das ist Aconagua.«

Zum erstenmal war ein Name gefallen, dereine heiße Spur sein konnte. Nur wußten wir drei nicht, wo wir ihn hinstecken sollten.

»Wer ist dieser Aconagua?« fragte ich.

»Ein Häuptling, aber ein toter Häuptling. Er hat einmal über dieses Gebiet geherrscht. Er war mächtig, ein guter Jäger und ein ebenso guter Mediziner, der die Welt der Geister kannte.« Joseph sprach

sehr leise. Wir mußten schon genau hinhören, um ihn verstehen zu können. Auf mich wirkte er wie eine Mumie, die man vergessen hatte zu begraben. Der Topfhut mit der heraushängenden Feder sah ein wenig lächerlich aus, nur hütete ich mich, dies zu sagen. Nicht nur Joseph war es ernst.

»Was hat man mit ihm getan?« frage Abe.

»Die Weißen waren es, die ihm das Gebiet abnahmen, das heute Manhattan heißt. Er wollte es nicht hergeben, sie aber brauchten es. Sie verhandelten zunächst mit ihm, boten ihm Feuerwasser und bunte Perlen an. Er durchschaute jedoch ihr Spiel und lehnte ab. Da griffen sie zu anderen Mitteln. Sie schlugen seine Freunde und Familienangehörigen zusammen, vergewaltigten die Frauen und jungen Mädchen, sperrten die Männer in Verliese ein, wo sie Krankheiten bekamen, die sie zuvor nicht kannten. Sie starben wie die Fliegen. Dann fragten sie Aconagua noch einmal. Wieder lehnte er ab. Und so griffen sie zum letzten Mittel, sie hielten über ihn Gericht und verurteilten ihn und seine drei Getreuen zum Tode. Das Urteil wurde vollstreckt.«

Joseph schwieg. Ergriff zu einem in der Nähe stehenden Glas und trank einen Schluck Wasser.

»Wie kamen die Männer ums Leben?« frage ich.

Joseph strich mit den Fingerkuppen beider Hände über den Rand seines Topfhuts. »Sie starben nicht in Ehre, denn die Weißen gaben ihnen einen schrecklichen Tod. Er und seine drei Getreuen wurden durch den Strick hingerichtet.« Er nickte. »So ist es gewesen, so waren die Weißen, die Verfluchten.«

Wir schwiegen. Ein jeder von uns hing seinen Gedanken nach. Wir verstanden jetzt einiges von dem, was in der Stadt vor sich gegangen war. Aber noch längst nicht alles.

»Ich kann es noch immer nicht begreifen.« Abe schüttelte den Kopf.

»Hätte ich die Fotos nicht mit eigenen Augen gesehen, ich hätte es

nicht geglaubt.«

Joseph horchte auf. »Fotos?«

»Ja, es gab einen Zeugen.«

Der alte Mann wurde unruhig. »Was hat er gesehen? Sagt es mir, es ist wichtig.«

»Ich habe sie leider nicht bei mir«, erklärte der G-man. »Ich kann dir erklären, was darauf zu sehen ist.«

Joseph beugte sich weiter vor, um besser hören zu können. Er wollte kein Wort verpassen. Abc zeigte Vertrauen zu ihm und weihte ihn ein.

»Ja«, sagte Joseph, »das sind sie. Das genau sind sie. So sind sie auch in den alten Überlieferungen beschrieben worden.« Er spreizte erst drei Finger ab, dann kam noch einer hinzu. »Die drei Getreuen und Aconagua. Er wird sich schlimm rächen.«

»Und jetzt ist der Galgen wieder da«, sprach Abe in die Worte des Alten hinein.

Joseph nickte nur.

»Was ist der genaue Grund?«

»Der Fluch«, flüsterte Joseph, »der alte Fluch. Sie hätten ihn nie hängen dürfen. Seine Seele irrt durch die Leere. Der Große Geist nimmt sie nicht auf. Wißt ihr denn nicht, welch eine Schande es für ein Mitglied unseres Volkes ist, gehängt zu werden?« Er ereiferte sich bei diesen Worten. Heller Speichel glänzte vor seinem Mund.

»Davon habe ich gehört«, gab ich zu.

»Ein Indianer, der aufgehängt wird, dessen Seele wird stets umherirren. Bei den meisten, die gehängt worden sind, haben die Weißen keine Rache zu spüren bekommen. Bei Aconagua ist das anders gewesen. Er war ein Wissender, einer, der mit der anderen Welt Kontakt hatte. Daran haben seine Peiniger nicht gedacht.«

Ich faßte zusammen. »Okay, das ist alles schön und gut, aber wir können es nicht hinnehmen, daß er und seine Getreuen Menschen

ermorden. Wir müssen sie stoppen.«

»Ich denke auch so, denn ich bin ein Mann des Friedens«, antwortete der Alte prompt. »Deshalb habe ich mich mit euch eingelassen, obwohl mich dies viel kosten kann. Ich weiß nicht, ob nach eurem Besuch mein Ansehen so sein wird wie zuvor.«

»Wo hat man sie denn begraben?« fragte Suko. Er wollte den Mann auch vom Thema ablenken.

»Genau hier!« Joseph zeigte mit dem Finger zu Boden. »Unter diesem Haus befindet sich der alte Friedhof. Diejenigen, die hier einst einzogen, wußten es. Die Mauern dieses Hauses sind noch vom Geist der Umherirrenden durchweht.«

Dies zu erfahren, war natürlich doppelt interessant für uns. Suko und ich verfolgten den gleichen Gedanken. »Können wir den Ort sehen, wo sich die Grabstätte befindet?« fragte ich.

»Sie meinen besichtigen?«

»Oder das.«

Joseph, der uns einmal in der ersten, dann wieder in der dritten Person ansprach, nickte. »Ja, der Keller hier ist der eigentliche Mittelpunkt. Verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Aber er ist auch gefährlich, denn unter ihm befindet sich eine heilige Stätte. Wir dürfen sie sehen«, flüsterte er uns zu, »Sie aber nicht, denn Sie sind weiß.« Er hob einen Finger. »Und diese Farbe ist nicht nur bei den Schwarzen verhaßt. Auch meine Brüder und Schwestern mögen sie nicht. Die Weißen haben unserem Volk zu viel angetan.«

»Ich bin kein Weißer«, sagte Suko. Er betonte das zweitletzte Wort besonders.

Ich wußte, was er meinte oder worauf er hinauswollte. »Nein, mein Lieber. Entweder alle oder keiner.«

»Es ist auch gefährlich«, warnte Joseph. »Du gehörst auch nicht zu

uns. Du bist gelb.«

»Nun ja, darüber kann man streiten...«

»Sehen möchte ich den Friedhof auch«, sagte Abe.

Joseph staunte ihn an. »Zu sehen gibt es da nicht viel. Ich kann dir zeigen, Polizist, wo die Weißen das Unrecht begangen haben, aber einen Friedhof mit Kreuzen oder Steinen wirst du nicht zu sehen bekommen.«

»Woher kennen Sie den genauen Ort?« wollte ich wissen.

Der Indianer lächelte milde. »Das findet man«, gab er flüsternd zurück.

»So etwas ist einfach zu spüren. Orte wie diese ›schwingen‹, und sensible Menschen merken das. Es ist nicht einfach für einen Außenstehenden, dies zu begreifen...«

»Magie?« unterbrach ich ihn.

Er nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Eine etwas komische Haltung. »Ich würde es anders sagen, Fremder. Die Geister der Toten, ja, die Geister der Toten sind es.«

»Die haben Sie gesehen?«

»Denken Sie an die Gehängten.«

»Aber die sind nicht von Geistern gekillt worden«, warf Abe Douglas ein.

»Ganz bestimmt nicht. Wir haben einen Zeugen, einen Fotografen, der nahm die Mörder auf. Und Ihr Aconagua befand sich auch darunter. Er sah nicht aus wie ein Geist.« Douglas schaute mich an, er wollte meine Unterstützung haben, die ich ihm auch durch ein Nicken gab. Dann sprach er weiter. »Wissen Sie, wie er aussah? Sie haben doch schon von Zombies, lebenden Toten, gehört.«

»Sehroft. Sie kommen auch in unseren Mythen vor.«

»Denen ähnelten die Mörder. Wir gehen sogar so weit zu behaupten, daß es Zombies sind. Eventuell kriechen sie des Nachts aus ihren Gräbern. Deshalb möchten wir uns gern den Friedhof

anschauen, auf dem dieses Haus gebaut worden ist.«

Abe Douglas hatte viel gelernt. Bei unseren gemeinsamen Abenteuern war er gezwungen gewesen, umzudenken, das spürten Suko und ich sehr deutlich. Deshalb unterbrachen wir ihn auch nicht. Joseph strich über seine dünne Haut. »Es ist gut, wenn man mit Menschen redet, die ähnlich denken. Es gibt eine Aura, die alles zerfließen läßt. Auch ich habe sie gespürt. Sie kann Menschen verändern, auflösen, und nicht allein diese, auch Gegenstände.«

»Wie sollen wir das verstehen?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Deshalb wäre es gut, wenn wir uns den Friedhof oder den Platz anschauen könnten.«

Der alte Indianer atmete stöhnend aus. Anschließend überlegte er. Im Raum war es ruhig geworden. Ich hatte den Eindruck, als würden sich die Wände zusammenschieben.

Das Flair war anders geworden. Möglicherweise hatte es unsere Diskussion verändert. Vielleicht lag es auch daran, daß uns Sauerstoff fehlte.

»Nun?«

»Ich weiß«, sagte Joseph, »es ist für Sie nicht einfach. Ich kann verstehen, daß Sie den Friedhof sehen wollen, doch ich möchte Sie warnen. Sie werden dieses Haus möglicherweise nicht mehr lebend verlassen, wenn Sie versuchen, in eines seiner Geheimnisse einzudringen. Die Kriege sind lange vorbei, doch der Haß gegen die Weißen ist geblieben. Besonders hier im Ghetto, wo man unter sich bleiben will.«

»Ich werde mitgehen.«

»Gut, Suko, du bist ein Gelber.« Joseph sprach die Bezeichnung normal aus, nicht als Schimpfwort. »Dir könnte ich den Keller zeigen.«

»Dann komm.«

Als mein Freund sich erhob, schaute ich ihn an. Der Inspektor hob die Schultern. »Was soll ich machen, John? Ich kann ihn ja nicht zwingen, euch mitzunehmen.«

»Das ist klar. Können wir denn hier im Raum solange warten?« wandte ich mich an Joseph.

»Wenn Sie wollen.«

»Und wie sieht es mit einer Durchsuchung des Hauses aus?« erkundigte sich Douglas.

»Unmöglich!«

»Langsam, Joseph.« Douglas winkte ab. »Ich denke da nicht an eine Durchsuchung irgendwelcher Zimmer und Wohnungen. Nein, ich möchte mich sehr gern einmal umschaun, durch die Flure gehen.«

Der alte Indianer rieb seine Hände gegeneinander und faßte nach der Feder. »Auch das ist nicht ungefährlich.«

»Man wird uns den Kopf schon nicht abschlagen«, sagte Abe grinsend.

»Außerdem weiß man in meiner Dienststelle, wo ich zu finden bin. Wenn ich mich nicht melde, gibt es Ärger.«

»Ich kann Sie nicht beschützen.«

»Danke.« Abe schlug ihm auf die Schulter. »Das brauchen Sie auch nicht, mein Lieber. Wir schaffen es selbst.«

»Gut, möge der Große Geist seine Hände über uns alle halten.« Mit diesen Worten ging er zur Tür.

Suko folgte ihm. Vor dem Verlassen des Raumes drehte er sich noch einmal um. Er warf mir einen beruhigenden Blick zu und gab auch ein knapps Lächeln von sich. Dann waren die beiden verschwunden. Douglas wischte über sein Gesicht. »Verdammte Hitze!« schimpfte er.

»Ich habe das Gefühl, in einer Sauna zu hocken. Dieses Jahr ist schlimm. Die Ostküste leidet unter der Flitzewelle, und in diese Buden dringt keine frische Luft.«

Ich ging zum Fenster, um es zu öffnen, merkte aber, daß der Griff ein Schloß besaß und sich nicht drehen ließ. »Der Alte hat das Fenster abgeschlossen.«

»Tatsächlich?« Abe trat neben mich. Unsere Blicke fielen in einen Hof, wo sich zahlreiche Bewohner aus dem Block aufhielten. Sie hatten Stühle, Tische und Bänke nach draußen gestellt. In der Mehrheit waren es Frauen, die ihre heißen Wohnungen verlassen hatten. Sie und die wenigen Männer hockten getrennt. »Das ist noch das alte Rollenspiel. Schau an«, sagte Abe.

Ich trat wieder zurück, weil ich nicht unbedingt gesehen werden wollte. Douglas zündete sich eine Zigarette an. »Glaubst du an das, was Joseph gesagt hat?«

»Sicher.«

»Dann spürst du auch etwas von der Atmosphäre?«

Ich schaute mir einen alten Speer an, der an der Wand hing. »Was ich spüre, kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls meldet sich mein Kreuz nicht. Es bestimmt keine unmittelbare Gefahr, wie ich meine.«

»Wie ich von dir erfahren habe, gibt es doch auch Magien, auf die dein Kreuz nicht reagiert.«

»Das stimmt.«

»Dann liege ich ja richtig.«

»Meinst du, daß wir es mit einer...« Ich sprach nicht mehr weiter. Mein Blick war auf die Tür gefallen; denn dort bewegte sich plötzlich die Klinke vorsichtig nach unten. Durch die Bewegung meiner rechten Hand wies ich Abe darauf hin. Douglas drückte seinen Glimmstengel in einer Tonschale aus, trat in den toten Winkel und faßte nach seiner Waffe, ohne sie allerdings aus der Halfter zu ziehen.

Die Klinke war nach unten gedrückt worden, blieb in der Haltung, weil die Person hinter der Tür sich noch nicht traute, den Raum zu betreten. Auch ich stand im Schatten. Sekunden vergingen. Dann

endlich schob sich die Tür nach innen.

Ich sah einen Kopf, ein Gesicht, umrahmt von langen Haaren. Dunkle Augen schauten in den Raum.

Hin Mädchen...

»Wollen Sie nicht hereinkommen?« fragte ich leise. »Wir tun Ihnen nichts, wir sind Freunde von Joseph.«

Meine Stimme mußte beruhigend auf das Mädchen gewirkt haben, denn die Tür wurde so weit aufgestoßen, daß die Fremde den Raum betreten konnte. Abe Douglas löste sich aus seiner Deckung. Wir sahen, wie die junge Frau erschrak.

»Keine Sorge«, sagte Abe, »auch ich gehöre zu Josephs Freunden. Er hat uns eingeladen und uns gebeten, hier auf ihn zu warten.«

Sie nickte, und ihre langen dunklen Haare gerieten dabei in Bewegung.

»Ich heiße Nabila«, sagte sie.

Auch wir sagten unsere Vornamen, während sie die Tür schloß.

»Und was haben Sie von Joseph gewollt?« fragte ich.

Sie blieb stehen und hatte die Handflächen gegen ihre Brust gelegt.

»Ich wollte ihn warnen.«

»So? Vor wem?«

»Vor dem Tod...«

Mit dieser Antwort hatten wir beide nicht gerechnet, deshalb zeigten wir uns auch so überrascht, was Nabila natürlich nicht verborgen blieb. Auch sie war blaß geworden, überhaupt wirkte sie sehr zerbrechlich, wie eine schöne Puppe.

»Haben wir richtig gehört?« fragte Douglas.

Sie nickte. »Ja, es ist leider so. Ich... ich weiß, daß Joseph getötet werden soll.«

»Weshalb?«

»Er hat die Regeln verletzt.«

»Welche?« Diesmal hatte ich sie angesprochen.

»Durch euch. Er hätte euch nicht in das Haus lassen sollen. Man hat euch gesehen, darüber gesprochen, und jetzt zieht man das Netz allmählich enger. Auch Joseph wird sich darin fangen. Sie wollen ihn opfern, ich habe es gehört. Für sie ist Joseph ein Verräter an der Sache des roten Mannes, wie sie sagten.«

»Wer sind sie?«

»Die Herrscher.«

»Das müssen Sie genauer erklären.«

»Die Männer, die hier das Sagen haben. Aconagua und seine...«

»Was hast du da gesagt?« rief Abe so laut, daß Nabila erschrak.

»Aconagua?«

»Ja, so heißt er. Er ist hier der Häuptling, wenn man das so sagen darf. Er ist der Stärkste im Block.«

»Können Sie ihn beschreiben?« fragte ich.

»Warum nicht.« Wir bekamen eine Beschreibung, die uns unter die Haut ging. Denn diesen Aconagua kannten wir, obwohl wir ihm persönlich nicht begegnet waren, aber wir hatten ihn auf den Fotografien William Penns gesehen. Die Beschreibung des Mädchens traf haargenau auf ihn zu.

Nabila hatte unser Erstaunen bemerkt und zeigte sich etwas irritiert.

»Habe ich was Falsches getan?«

»Nein, genau das Richtige«, sagte Abe. »Du weißt genau, daß es diesen Mann gibt, daß er hier ist?«

»Ja...« Falten erschienen auf ihrer Stirn, und sie schüttelte den Kopf.

»Was soll das?«

»Der Mann lebt unter euch?«

»So ist es.«

»Er atmet, er ißt, er trinkt, er liebt, erarbeitet...«

»Alles.«

Abe Douglas hob die Schultern und warf mir einen Blick zu. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr, John. Hast du schon einen Zombie gesehen, der atmet und...«

»Nein, natürlich nicht.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«

Das konnte ich ihm auch nicht sagen. Ich suchte natürlich nach einer Erklärung, fand keine und kam auf die realen Dinge zu sprechen.

»Aconagua will Joseph an den Kragen?«

»Das habe ich gehört.«

»Wie stehst du zu Joseph?«

»Er ist mein Freund.« Nabila senkte den Blick. »Seit dem Tode meiner Eltern hat er sich um mich gekümmert. Er hat mir den Lebensmut zurückgegeben. Ich... ich kann ihn nicht im Stich lassen. Ich wollte ihn dazu überreden, das Haus zu verlassen. Die Atmosphäre ist schlimm geworden. Ein jeder spürt es, aber keiner wagt, offen darüber zu reden. Ich weiß, daß der Tod bereits seinen Schatten in die Flure geworfen hat. Es wird Zeit, daß Joseph geht.«

Douglas wechselte das Thema. »Wie gut kennst du Aconagua?«

»Er wohnt hier.«

Der G-man lachte. »Du magst ihn nicht?«

»So ist es.«

»Hat er dir etwas getan?«

»Noch nicht, aber er will mich zur Frau. Er will mich einfach nehmen, wie seine Vorfahren es früher getan haben. Wir leben nicht mehr in Zelten oder im letzten Jahrhundert. Wir sind in New York. Ich habe andere Dinge kennengelernt, ein wenig Freiheit, und Joseph hat mich tatsächlich darin bestärkt.«

»Er ist nicht da«, sagte ich.

»Ja, ja...« Sie war ein wenig verunsichert. »Wo ist er denn hingegangen? Lief er weg?«

»Er wird gleich zurückkehren. Mit einem Freund von uns. Sie

gingen in den Keller.«

Ich hatte bei der Antwort das Mädchen nicht aus den Augen gelassen und sah, wie sie erschrak. »In den Keller?« hauchte sie.

»Richtig. Dorthin, wo sich der Friedhof befindet.«

Nabila mußte sich setzen. Der alte Korbstuhl knarrte, als er ihr Gewicht spürte. Sie schaute ins Leere. »O nein«, hauchte sie, »was will er denn dort?«

»Nachschauen«, sage Abe. »Kennst du die Geschichte eigentlich?«

»Jeder kennt sie.«

»Was hältst du davon?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sie ist ziemlich grausam, glaube ich. Die meisten von uns wissen Bescheid und haben auch Angst. Die Vergangenheit ist nicht gelöscht worden. Sie weht nach wie vor durch die Mauern dieses Hauses. An gewissen Stellen kann man sie besonders deutlich spüren. Der Keller ist der zentrale Punkt. Ich habe mich nie hineingetraut.«

»Aconagua denn?«

»Ja, John, er schon. Er ist öfter dorthin gegangen, das hat er mir selbst erzählt. Manchmal hat er Nächte dort unten verbracht.«

»Sein Name, Baila, ist besonders interessant. Hieß der Häuptling, der damals aufgehängt wurde, nicht auch Aconagua?«

»Das stimmt wohl.«

Ich warf Abe Douglas einen nachdenklichen Blick zu. Auch der G-man hatte verstanden.

»Was oder womit verdient Aconagua seinen Lebensunterhalt?« fragte der FBI-Mann.

»Er und die meisten Männer hier gehören zu der Truppe, die an den Brücken und Gebäuden arbeiten«, erwiderte die junge Indianerin. »Sie wissen doch, daß für diese Tätigkeiten besondere Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten eingesetzt werden.«

Das war selbst mir bekannt.

»Und Aconagua ist der Vorarbeiter. Er ist der Beste, der King, der Häuptling eben. Was er haben will, nimmt er sich. Er hat eine unglaubliche Macht und Kraft.« Sie schüttelte sich. »Manchmal habe ich das Gefühl, als wäre sie schon übernatürlich.«

»Das ist gut möglich«, gab ich zu. »Wenn ich daran denke, daß er zahlreiche Stunden im Keller verbracht hat.«

»Das kommt noch hinzu.«

»Was hatten Sie vor?«

»Ich wollte Joseph warnen, aber wenn er nicht da ist...« Sie schaute sich um und hob die schmalen Schultern. »Am liebsten wäre es mir, wenn ich dieses Haus verlassen könnte. Ich will weg. Vielleicht komme ich nie mehr zurück.«

»Das wäre nicht schlecht«, sagte ich. »Haben Sie schon Ihre Sachen gepackt?«

»Nein, aber es geht schnell.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im vierten Stock.«

»Wir gehen mit hoch«, sage Abe.

Nabila stand auf. Verlegen wischte sie sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht. »Das braucht nicht zu sein. Ich komme auch allein zurecht. Wenn die anderen sehen, daß Fremde bei mir sind, könnten sie Schlimmes tun.«

»Wenn Sie allein sind, Nabila, dann haben Sie keinen Schutz. Daran sollten Sie auch denken.«

»Das stimmt.«

»Also kommen Sie. Es wird Sie schon niemand fressen.« Ich lächelte.

»Abe Douglas und ich sind im übrigen unverdaulich.«

»Ja, es ist gut.«

Wir verließen Josephs Zimmer. Einen Lift gab es auch im Haus, den aber wollten wir auf Anraten des Mädchens nicht nehmen.

Nabila fühle sich darin wie in einem Gefängnis.

Die Eingangstür stand noch immer offen. Inzwischen war die Sonne verschwunden. Sie schickte keine Strahlen mehr in die künstlichen Canyons der Millionenstadt. Über dem Asphalt brütete die Hitze. Abgaswolken fahrender Autos und Motorräder zogen durch die

»Canyons«. Vom Seaport-Viertel wehten Stimmen herüber, auch Musikklänge und das Dröhnen einer Schiffssirene. Wir nahmen die Treppe.

Auf dem ersten Absatz hockten zwei Frauen, unterhielten sich flüsternd und schauten nicht auf, als wir sie passierten. »Die haben uns trotzdem gesehen«, sagte Nabila.

»Das kann ich mir vorstellen.«

In der ersten Etage standen einige Wohnungstüren offen, um Durchzug zu bekommen, denn in den Fluren war es verdammt schwül und stickig. Die Gerüche schienen an den Wänden zu kleben. An manchen Stellen sah ich faustgroße Löcher, als hätten querschlagende Geschosse den Putz herausgeschlagen.

Je höher wir kamen, um so unwohler fühlte ich mich. Allein aus dem Grunde, weil wir uns immer weiter vom Ausgang entfernten und außer Nabila und Joseph wahrscheinlich nur von Feinden umringt waren. Hinzu kamen die Hitze und die anderen Menschen, die uns mißtrauisch oder feindselig anschauten, wenn wir sie passierten. Über meinen Rücken rannen die kalten Schweißtropfen in langen Bahnen. Irgendwo war ich froh, als wir die vierte Etage erreicht hatten und die graue Tür zu Nabilas Wohnung ansteuerten.

Vor ihr hockte ein junger Mann. Als er uns kommen sah, stand er auf. Er sah aus wie ein Irokese mit seinem eingefärbten roten Haarkamm. Sein Gesicht war breit, negroid, mit indianischem Einschlag, ein Mischling. Nabila blieb stehen. Ihr Gesicht zeigte einen abweisenden Ausdruck, sie mochte den jungen Mann nicht, der über seinem nackten Oberkörper nur zwei Hosenträger trug, die

seine zerfetzten Jeans hielten.

»Was willst du?«

»Dich warnen. Auch soll ich dich grüßen. Kannst du dir denken, von wem?«

»Sage Aconagua, daß ich auf seinen Gruß verzichten kann.«

Der Junge grinste. »In dieser Nacht holt er dich. Da legt er dich um, da macht er dich fertig.« Er unterstrich die Worte durch eindeutige Gesten, und das war Abe Douglas zu viel.

Er gehörte zu den Männern, die im New Yorker Sumpf umherkrochen, die sich tagtäglich mit dem Verbrechen herumzuschlagen hatten und sich deshalb nichts gefallen ließen. Sie gingen anders mit den Leuten um. Bevor sich der Mischling versah, hatte Abe zugepackt. Er schleuderte ihn bis gegen die Wand zurück.

»Du hältst jetzt dein Maul, klar?«

Der Junge grinste. »Bulle?«

»Aber sicher.«

Der Punker spie aus. »In zehn Jahren habe ich einen Bullen-Friedhof angelegt und spucke auf eure Gräber. Darauf kannst du dich verlassen, du Affe...«

»Halt's Maul, keine Beleidigungen.«

Nabila hatte mittlerweile aufgeschlossen. Sie stand halb gedreht auf der Türschwelle. »Kommen sie bitte mit rein.«

»Ja.«

Ich war schon vorgegangen und hörte Abes Frage. »Was machen wir mit diesem Schmierfink hier?«

»Laß ihn gehen, Abe.«

»Ungern.« Dann zischte er: »Hau ab, du Ratte. Schleich dich!«

Der Punker ging. Nach einigen Schritten lachte er. Es hörte sich grausam und wissend an.

Ich schaute mich inzwischen um. Nabila bewohnte zwei kleine Räume. In einem befand sich noch die Naßzelle. Eine schmale

Dusche, durch einen gelben Vorhang verdeckt.

Sie öffnete die Tür zum Nebenraum. »Ich packe noch«, sagte sie.

»Warten Sie solange.«

»Okay.« Nabila verschwand, ich trat an das Fenster und schaute nicht nur hinab auf die Straße, sondern auch gegen das Stahlskelett der Brooklyn Bridge. Über die Brücke huschten die Fahrzeuge hinweg. Die hellbleichen Scheinwerfer sahen aus wie schnell vorbeifliegende Geister. Vom East River stiegen faserige Dunstschwaden in die Höhe. Die Luft drückte. Der Himmel bildete ein Muster aus tiefgrauer und flammendroter Farbe. Rest einer verschwindenden Sonne.

»Was siehst du?« fragte Abe.

»New York.«

Der G-man lachte und schaute auf seine Uhr. »Wie es Suko wohl ergangen sein mag?«

Ich hob die Schultern. »Wenn wir nach unten kommen und ihn nicht dort treffen, werden wir ihn suchen.«

»Auch im Keller?«

»Und ob.«

»Genau.« Abe lachte scharf. »Wäre doch gelacht, wenn wir diese Bude nicht unter Kontrolle bekämen.«

Diesen Optimismus teilte ich nicht, schwieg aber darüber.

»John...«

Nabila hatte meinen Namen gerufen. Ich ging auf die Tür zu und drückte sie auf. Abe Douglas folgte mir. Wir beide sahen auf das Bild. Das Mädchen lag quer über einem Bett. Auf und neben ihr kniete eine mächtige Gestalt, die ein Messer in der Hand hielt, dessen Klinge gegen Nabilas Kehle drückte.

»Sie gehört mir!« keuchte der Mann. »Wenn ihr euch falsch bewegt, ist sie tot!«

Für uns gab es keinen Zweifel, daß Aconagua diese Drohung in die

Tat umsetzen würde...

Die alte Frau mit den grauen, strähnigen Haaren spitzte die Lippen, als wollte sie Joseph und Suko küssen. Dann drückte sie ihre mageren Hände vor und stemmte die Flächen gegen die Brust des Indianers.

»Joseph, bitte, geh nicht...«

»Laß mich, Shira.«

»Nein, bleib. Du weißt, daß wir beide in diesem verdammten Haus zusammen alt geworden sind. Wir sind die ältesten. Ich weiß, wo du mit diesem Mann hin willst. Aberdu kannst sie nicht stoppen. Die Toten wollen Rache nehmen, sie haben Rache genommen, das muß dir doch klar sein, Joseph. Du kennst die alten Schwüre und Versprechungen. Bitte, halte dich zurück. Versuche nicht mit deinen schwachen Kräften Dinge aufzuhalten, die dich überrollen können.«

Joseph ließ sich nicht beirren. »Ich weiß, daß du es gut meinst, Shira. Nur habe ich den Weg einmal eingeschritten und werde ihn auch zu Ende gehen.«

»Nein!«

»Dann bleibe bitte hier. Tu dir selbst den Gefallen, ich bitte dich darum.«

Er winkte ab. »Ich habe mich einmal entschlossen und kann nicht zurück. Das Morden muß ein Ende haben, verstehst du? Es haben bereits zu viele Menschen ihr Leben lassen müssen, die mit all den Dingen überhaupt nichts zu tun hatten.«

»Das weiß ich. Willst du es denn stoppen? Ausgerechnet du?«

»Nicht ich allein, auch Suko.«

Die alte Frau schaute den Inspektor an. Sehr lange sogar, dann nickte sie ihm zu. »Ich kenne dich nicht, Suko, und doch kenne ich dich. Du hast gute Augen, in ihnen lese ich keine Falschheit. Du meinst es ehrlich, aber es sind leider die Ehrlichen, die immer zuerst

sterben. An diese Wahrheit solltet ihr denken.« Die Augen der alten Frau nahmen einen traurigen, fast verzweifelten Ausdruck an. Dabei hob sie die Schultern, murmelte irgend etwas und ging.

»Sie hat es gut gemeint«, sagte Joseph.

»Hat sie auch recht gehabt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber du kennst den Keller und den Ort genau?«

»Sonst hätte ich dich nicht mitgenommen.«

»Bist du öfter dort?«

»Nein, auf keinen Fall. Das leiste ich mir nicht. Es ist eine verfluchte Stelle. Alle, die hier wohnen, wissen es. Nur traut sich niemand hinein in den Keller.«

»Hat man ihn abgeschlossen?«

»Das ist nicht nötig. Komm jetzt, wir wollen keine Zeit verlieren. Außerdem ist es gleich dunkel.«

»Was hat das mit unserem Besuch zu tun?«

»Der Galgen ist stets nur in der Nacht unterwegs!«

»Meinst du, daß wir ihn finden?«

»Ich bin mir nicht sicher, Suko. Nicht in diesem verdammten Haus. Zwischen diesen Mauern weht höchstens sein Geist, der die hier lebenden Menschen beeinflusst.«

Joseph übernahm wieder die Führung. Er und Suko hatten sich von seiner Wohnung in entgegengesetzter Richtung entfernt. Jetzt lernte Suko auch etwas von der Tiefe kennen.

Der lange Flur wirkte wie hineingeschnitten. Ihn durchwehte eine Aura, die Suko irgendwie spürte, aber nicht unter Kontrolle bekam. Sie war da und trotzdem nicht vorhanden. Einfach zu fremd, aber auch warnend und gleichzeitig wissend.

Hinzu kam die Hitze, die an den graugestrichenen Wänden zu kleben schien. Ab und zu passierten sie Türen, ohne allerdings den Kellereingang erreicht zu haben.

Sie mußten um die Ecke. Ein Fenster rechts gestattete Suko noch einen letzten Blick auf den Hof. Dort draußen war es heller als im Innern des Hauses.

Die breite Kellertür knarrte, als Joseph sie aufzog. Vor ihnen gähnte ein Schlund, der sich erst erhellte, als der Indianer einen Lichtschalter gedreht hatte.

Die Treppe war ausgetreten, sehr breit, und die Stufen bestanden aus Stein.

Joseph ging vor. Seine Hand schleihte über die Rundung eines Eisengeländers.

Suko kam es vor, als würden sie in eine tiefe Gruft hineinsteigen. Trotz des Lichtscheins kam er sich verloren vor. Die Wände waren nicht gekalkt oder gestrichen worden. Steine der unterschiedlichsten Sorte wurden durch fingerdicke Mörtelschichten gehalten. Viele von ihnen gaben einen matten, feuchten Glanz ab.

Der Keller schluckte sie. Hier unten war er großzügig angelegt worden. Ob zu jeder Wohnung ein Kellerraum gehörte, konnte Suko nicht herausfinden. Erschaute jedoch gegen zahlreiche aus Lattenverschlägen bestehende Türen. Joseph winkte mit seinem mageren Finger. Er schritt vor und tiefer in den Keller hinein, dessen Decke nicht gleich hoch war. Manchmal kam sie Suko vor wie durchgedrückt, als würde sie jeden Moment zusammenfallen. Eine Baubehörde hätte hier sicherlich viel Spaß gehabt. Außer ihnen hielt sich niemand in den unteren Räumen auf. Die Stille zerrte an den Nerven. Nur ihre Schritte und Josephs Atmen waren zu hören. Zwar herrschten in dieser Region etwas kühlere Temperaturen, auch sie schafften es nicht, den Schweiß auf Sukos Gesicht zu trocknen.

Joseph drehte den Kopf. »Wir sind gleich da!« wisperte er. »Der Ort liegt nicht frei. Hast du eine Taschenlampe?«

»Ja.«

»Dann schalte sie ein.«

Das war tatsächlich nötig; denn das Licht erreichte diese Regionen leider nicht mehr.

Der gebündelte Lichtstrahl der Halogenleuchte traf frontal auf eine Mauer, die sich von den anderen überhaupt nicht unterschied. In der Mitte wurde die Mauer von einer Eisentür unterbrochen.

»Dahinter ist es!« flüsterte Joseph. »Dort findest du den Mittelpunkt, wo sie begraben sind.«

»Hast du einen Schlüssel?«

»Den brauche ich nicht.« Joseph legte eine Hand auf seine Brust. »Du kannst uns noch alles Gute wünschen. Möge der große Geist gnädig mit uns sein.«

»Weshalb nicht?«

Joseph gab keine Antwort. Er drehte sich um und fiel auf die Knie. Dabei faltete er die Hände und hob die Arme. Er betete zum Großen Geist, und Suko störte ihn nicht.

Er leuchtete inzwischen den Keller ab und auch dorthin, woher sie gekommen waren. Verfolger waren nicht zu sehen. Trotzdem glaubte Suko daran, daß sich ihr Ausflug längst herumgesprochen hatte. In diesem Haus hatten selbst die Wände Ohren.

Er half Joseph, als dieser sich wieder aufrichten wollte. »Ich werde die Tür öffnen«, flüsterte der alte Indianer.

»Gern.«

Joseph zog sie vorsichtig auf, als hätte er Furcht, daß sie beide plötzlich angegriffen würden. Das passierte nicht. Völlig normal konnten sie die Schwelle überschreiten. Es war gut, daß Suko die Lampe eingeschaltet hatte. In diesem Bereich des Kellers gab es kein Licht. Eine kahle leere Fläche lag vor ihnen, über die Suko den Lichtarm gleiten ließ.

Normal allerdings war diese Stelle des Kellers nicht, denn sie standen nicht mehr auf dem Steinboden wie nach der Treppe, sondern auf festgestampftem Lehm.

Er war braun mit einem Stich ins Gelbliche. Außerdem endete er dort, wo auch der Keller nicht mehr weiterführte.

Joseph stellte sich abseits hin und überließ Suko die Initiative. Er fand keine Spuren.

»Nichts«, kommentierte er. »Nicht einmal Zeichen auf dem Boden. Bist du sicher, daß wir hier auch an der richtigen Stelle sind?«

»Völlig sicher.«

»Zu sehen ist nichts.«

Joseph nickte. »Ich weiß.«

»Dann kannst du mir auch verraten, wovor die Menschen eine so große Furcht haben?«

Der Indianer deutete mit dem ausgestreckten Finger nach unten. »Davor haben sie Angst. Vor dem, was unter der verdammten Erde begraben liegt.« Er hatte leise und mit sehr akzentuierten Worten gesprochen.

»Man kann es nicht sehen, aber spüren. Besonders in der Nacht wird es schlimm.«

»Woher weißt du es?«

»Ich sah es in meinen Träumen.«

»Aber mit Aconagua hast du darüber nicht gesprochen?«

»Nein, ich weiß nur, daß er sehr oft hier unten gewesen ist. Er muß den Geist, der hier unten lauert, gesehen haben. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Dann wollen wir hoffen, daß auch ich ihn zu sehen bekomme.«

»Du mußt Geduld haben und warten können.«

Schon von der Mentalität her gehörte Suko zu den Personen, die warten konnten, hier allerdings wollte er nicht. Er hatte vor, das Grauen, falls es sich hier in der Erde verborgen hielt, zu locken. Joseph mußte ihm dabei helfen, deshalb wandte er sich auch an ihn.

»Wenn du dich in der Sagenwelt deines Volkes auskennst, dann müßten dir auch Beschwörungsformeln bekannt sein — oder nicht?«

»Ich kenne sie.«

»Auch die Totenformeln?«

Joseph atmete durch die Nase. »Ich weiß, worauf du hinauswillst. Du mochtest die Geister der Verstorbenen locken. Du willst, daß sie sich uns zeigen.«

»Richtig.«

»Wir haben nicht das Recht, dies zu tun. Wir müssen ihnen die Gelegenheit geben, ihr Reich von allein zu verlassen. Erst dann können wir eingreifen, finde ich.«

»Wie lange wird es dauern?«

Joseph breitete die Arme aus. »Was ist schon Zeit, Suko! Eine Milliarde Jahre sind nicht mal ein Tropfen im Meer der Ewigkeit. Du verstehst, was ich damit sagen will?«

»Natürlich. Nur geht es hier nicht um die Philosophie der Zeit. Ich denke da realistischer. Je früher wir dem Spuk ein Ende bereiten, um so besser ist es.«

»Sie lassen sich von uns Menschen nicht...«

»Da war etwas!«

Suko hatte in die Worte des alten Indianers hineingesprochen. Er irrte sich nicht, das Geräusch war vorhanden gewesen, und er vernahm es noch einmal.

Ein Zischen, als würde irgendwo Gas anströmen... Joseph nickte. Ein Zeichen, daß auch er das Geräusch vernommen hatte. Seine Augen waren größer geworden. »Gleich werden sie kommen«, sagte er leise. »Ich bin sicher, daß wir sie sehen werden.«

Er ging einige Schritte zurück, um die Wand im Rücken zu spüren. Suko sah ihn nicht mehr. Er leuchtete in eine andere Richtung. Wenn ihn nicht alles täuschte, war das Geräusch in der Mitte des Kellers ertönt.

Wieder ließ er den Strahl wandern - und sah die feinen Streifen. Sie drangen aus dem Boden wie der zitternde Rauch einer Zigarre.

Nur waren sie etwas breiter und fächerten auch stärker auseinander, aber sie blieben. Es gab auch keine Trennung mehr zwischen ihnen, sie verdichteten sich zu Wolken, die einen lautlosen Tanz aufführten, wobei sie einmal nach links, dann wieder nach rechts oder vor-und zurückschwangen, als wäre dies ein Zeremoniell.

Das war es auch, wie Joseph sagte. »Es sind die Bewegungen des alten Totentanzes!« erklärte er mit leiser Stimme. »Jetzt kehren sie zurück, Suko. Sie haben das Reich der Toten verlassen.« Seine Stimme hatte sich gesteigert. »Komm, laß uns gehen...«

»Nein, ich bleibe!«

»Aber sie werden dich...«

»Gar nichts werden sie, Joseph. Ich bin gekommen, um mich ihnen zu stellen oder sie zu vernichten.«

»Das kannst du nicht!«

»Doch!«

Suko wußte zwar, daß Geister nicht zu fangen oder wie normale Personen in einen Käfig zu sperren waren, aber er wollte es dennoch versuchen, und zwar mit seiner Dämonenpeitsche.

Joseph schaute ihm zu, wie der Inspektor die Peitsche hervorholte, einmal einen Kreis über den Boden schlug und die drei Riemen ausfahren ließ. Mit einem leisen Klatschen berührten sie den Boden, während sich der Nebel verdichtete und allmählich die Umrisse von Menschen annahm.

Durchscheinend, plasmahaft, aus einem Stoff bestehend, den noch niemand analysiert hatte und über dessen Zusammensetzung nur spekuliert werden konnte.

Die geisterhaften Schwaden blieben nicht zusammen. Sie drittelten sich. Suko, der genau beobachtete, ahnte schon etwas. »Standen nicht drei Gestalten auf dem Galgen?«

»Ich habe keine gesehen.« Josephs Antwort klang gepreßt. Aus seinen Worten war auch die Furcht herauszuhören, die er empfand.

Er mußte sich vorkommen wie der Zauberlehrling, der die Geister geholt hatte und sie nun nicht mehr loswurde.

»Sie und Aconagua«, sprach Suko zu sich selbst und suchte nach Gesichtern. Schon des öfteren war er feinstofflichen Wesen begegnet. Oft hatte er trotz ihrer Durchlässigkeit Gesichter ausmachen und erahnen können. Bei diesen hier konnte er keine erkennen und nicht einmal irgendwelche Züge erahnen.

Dennoch wollte er versuchen, sie mit der Peitsche zu attackieren. Die drei Riemen bestanden aus der Haut eines mächtigen Dämons namens Nyrana, der auch der Herr der Roten Hölle genannt worden war. Er hatte eine ungeheure Stärke und Widerstandskraft bewiesen, die nun innerhalb der Riemen zu finden war.

Suko leuchtete noch einmal gegen die tanzenden feinstofflichen Wesen. Der Strahl erfaßte sie und drang gleichzeitig hindurch. Dabei wurde er verzerrt.

Etwas traf Sukos Nacken.

Ein kühler Luftzug, als hätte jemand hinter ihm die Tür geöffnet. Er wollte noch etwas fragen, hörte Josephs überraschtes Stöhnen, hatte seine Peitsche erhoben — und schlug zu.

Doch nicht gegen die feinstofflichen Wesen, er drehte sich während des Schlages, um den oder die zu treffen, die den abgeteilten Kellerraum betreten hatten.

Es waren drei Gestalten!

Keine Zombies, wie Suko erkannte. Er hatte sie buchstäblich im letzten Augenblick gesehen und nahm innerhalb einer winzigen Zeitspanne alles auf.

Auf dem rollenden Galgen hatten sie gestanden. Wie damals trugen sie auch jetzt nur ihre Lendenschurze. Die Oberkörper glänzten, als wären sie mit Fett eingerieben worden.

Das Licht tanzte über die Gesichter. Sie waren nicht so stumpf wie die der Galgen-Gestalten. Suko sah die verzerrten, wutentflammten

Fratzen vor sich und bekam mit, daß jeder der drei Männer von einem Riemen erwischt wurde.

Dämonische Wesen wurden durch die Treffer vernichtet, bei Menschen war es anders. Sie verspürten nur Schmerzen, aber nicht die Flammen der Zerstörung.

Sie taumelten zur Seite, als Suko geschlagen hatte. Zwei von ihnen ächzten schwer, der andere glitt nach links weg. Er hatte am wenigsten abbekommen, federte auf Suko zu und erwischte ihn. Joseph rief noch eine Warnung, er konnte nichts mehr ausrichten, ebensowenig wie Suko, der von zwei Armen in Hüfthöhe umklammert und zurückgestoßen wurde.

Er fiel gegen die Wand, befreite sich durch einen Kniestoß, während Joseph durch die offene Tür aus dem Raum huschte. Dann kam der nächste. Wuchtig trat er zu. Er bewegte sich fließend, artistisch. Man merkte ihm seinen Beruf an.

Suko bockte, bekam den Fuß zu fassen, drehte ihn mit beiden Händen, die Peitsche hatte er längst fallenlassen.

Der Kerl schrie. Suko ließ ihn los — und mußte einen Hieb einstecken, der aus dem Dunkel auf ihn zuraste und ihn unter dem Ohr hart erwischte.

Er sackte zusammen. Noch in der Bewegung traf ihn der gemeine Tritt. Ein fürchterlicher Hammerschlag, der Suko zu Boden schleuderte, ihn weiter rutschen ließ, wo er schließlich neben seiner noch brennenden Lampe liegenblieb.

Suko gab nicht auf. Es war einfach nicht seine Art. Er wollte wieder hoch, für Zentimeter gelang ihm dies, dann sackte er wieder zusammen und blieb bäuchlings liegen.

Einer schloß die Tür.

Suko und die drei Männer waren allein mit den tanzenden Geistwesen. Es sah verdammt schlecht aus für den Inspektor...

Abes Hand raste zur Waffe, dann spürte er meinen Griff, als ich sein Handgelenk zusammenpreßte. »Laß es, Abel«

»Okay, okay.«

Vom Bett her lachte Aconagua. »Gut, was dein Freund da gesagt hat. So lebt sie etwas länger!«

Nabila hatte Angst, fürchterliche Angst. Das Gefühl zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab und ließ es fremd aussehen. Sie rührte sich nicht. Jedes unkontrollierte Zucken hätte Aconagua falsch auffassen können. Das Messer lag auf ihrem Hals. Blut war nicht zu sehen. Dieser Indianer mußte im Umgang mit der Waffe ein Meister seines Fachs sein. Und erwarein außergewöhnlicher Mann, zumindest was sein Aussehen anbetraf. Auch wenn er sich jetzt nicht von der Stelle rührte, strahlte er ein wildes Flair aus. Zügellos, ungezähmt. Sein Gesicht war scharf geschnitten, hoch standen die Wangenknochen und zeichneten sich deutlich ab. Der Mund bildete eine lange Kerbe, die zu einem harten Grinsen verzogen war. Kräftige Hände, ein sehniger, muskulöser Oberkörper und kein Gramm Fett zu viel. Er trug schwarze Kleidung. Die Hose aus Leder mit einem breiten Gürtel, der Platz genug für die Haken, Ketten und auch das Seil ließ, das er um die Hüften geschlungen hatte. Eine Schußwaffe konnte ich an ihm nicht entdecken. Ein Typ wie er hatte sie auch nicht nötig. Auf mich konzentrierte sich sein Blick. Er schien zu spüren, daß ich über ihn nachdachte, und hinter seiner Stirn arbeitete es, das wurde mir ebenfalls bewußt.

Wahrscheinlich wußte er nicht, wo er mich hinstekken sollte, wollte sich auch keine Blöße geben und nachhaken.

Sekunden verstrichen. Wir standen da in der verdammten Hitze des Zimmers, wo mich die Luft an warmes, flüssiges Blei erinnerte und bei jedem Einatmen die Lunge ausfüllte.

Abe Douglas übernahm das Wort. Er hatte die Arme gespreizt. Selbst in den Achselteilen des Jacketts zeichneten sich

Schweißflecken ab. Abe kannte die Szene. Geiselnahmen gehörten fast schon zum täglichen Brot eines Polizisten. »Was ist nun, Indianer? Was hat sie dir getan? Willst du sie töten?«

Aconagua deutete ein Nicken an. »Wenn es sein muß, werde ich sie töten. Sie gehört zu den Verrätern, wie auch Joseph. Sie hat ihr Volk an euch verraten, ihr verdammten Weißen!«

»Nun mal langsam. Nabila hat nichts, aber auch gar nichts verraten. Sie hat sich nur normal verhalten, wie es ein Mensch tun sollte. Ist das klar?«

»Nicht für mich!«

»Willst du jetzt den Galgen holen, Killer?« Abe trieb die Unterhaltung auf die Spitze. »Fünf Tote hat es bereits gegeben. Der Anführer damals oder der Häuptling hieß so wie du. Ist das vielleicht ein Zufall?«

»Wenn du meinst.«

»Jetzt willst du Rache nehmen, indem du den Galgen durch die Straßen New Yorks rollst.«

»Manhattan wird vor uns zittern! Lange genug haben wir warten müssen, doch wir wußten, daß wir es den Weißen zurückzahlen würden. Die Botschaft kam aus dem Reich der Toten. Wir haben sie gehört und verstanden. Niemand wird uns auf dem Weg zum Ziel stoppen können, auch ihr nicht. Die Weißen haben gedacht, mit der Hinrichtung sei alles vorbei. Sie irrten sich. Es fing erst an.«

»Dann hast du die Menschen umgebracht?« fragte ich.

»Der Häuptling hat sich gerächt.«

»Der ist tot!«

»Was wißt ihr denn schon? Was wißt ihr...«

Da hatte er recht. Wir wußten verdammt wenig. Zudem waren wir zur Untätigkeit verdammt. Wir suchten nach einer Möglichkeit, aus diesem Dilemma herauszukommen. Gegen Aconagua allein hätten wir eine Chance gehabt, doch er hatte das Mädchen als

Trumpf. Urplötzlich und hart riß er sich vom Bett hoch, ohne daß die Klinge auch nur um einen Millimeter von ihrem Hals gewichen wäre. Jetzt standen sie, und Nabila hing in seinem Griff.

Aber er schaute uns nicht an. Sein Blick streifte an uns vorbei. Das hatte seinen Grund; denn wir hörten in unserem Rücken die schleichenden Schritte mehrerer Personen.

Wir wollten uns umdrehen. Kaum hatten wir uns bewegt, zischte Aconagua: »Rührt euch nicht von der Stelle!«

Die Schritte kamen näher. Wir sahen noch niemanden, nur einen bestimmten Geruch merkten wir: Schweiß und die Ausdünstung von Gewürzen. Hinter uns fing jemand an zu sprechen. Abe Douglas verzog bitter die Lippen, als er den Mann in einer ihm unbekannten Sprache reden hörte. Auch ich stutzte. Aconagua hatte zwar die Beherrschung behalten, die Nachricht jedoch schien ihn zu überraschen.

Seine Mimik änderte sich. Er stierte uns an, bevor er nickte. Diese Bewegung galt nicht uns, seine hinter ihm stehenden Helfer waren damit gemeint.

Und die handelten.

Es klatschte dumpf. Ich sah, wie Abe Douglas wegkippte und wußte, daß mir das gleiche Schicksal bevorstand. Instinktiv drehte ich mich zur Seite, gleichzeitig tauchte ich nach unten weg. Das Sausen hörte ich noch.

Treffer!

Vor mir verschwammen Aconagua und das Mädchen. Sie lösten sich auf, als wären sie eine Bildstörung im Fernsehen. Auch ich hatte meine Störung. Daß ich umkippte und auf dem Bett landete, bekam ich nicht mehr mit.

Der Blackout war wieder einmal perfekt!

Sie hätten ihn abschießen und er hätte sich nicht wehren können. Es

wäre alles so einfach gewesen, aber sie taten es nicht. Suko erlebte die nächsten Minuten wie jemand, den man in einen Nebel eingepackt hatte, wobei ihn der Nebel noch gleichzeitig lähmte.

Es hatte sich innerhalb der letzten Sekunden einiges verändert. Die Atmosphäre war dichter geworden, Suko spürte die Emotionen, die aufbrandeten, dennoch konnte er nichts dagegen unternehmen. Es gelang ihm gerade mal, sich auf die Seite zu rollen. Er hatte dabei weit den Mund und die Augen aufgerissen, schnappte einige Male nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, aber auf die Füße kam er nicht. Er rollte neben seine ausgefahrene Dämonenpeitsche, ohne jedoch eine Chance zu haben, die Waffe zu berühren.

Die drei Gestalten kümmerten sich nicht um ihn. Sie huschten wie Geister an Suko vorbei und betraten den Ort, aus dem die dünnen Plasmaströme stiegen.

Sie gingen geduckt hinein und bewegten sich so, als sollten sie sich von ihnen einspinnen lassen. Dabei steckten sie die Arme nach hinten. Die Augen waren weit geöffnet, ihre Münder ebenfalls, und sie sahen aus, als würden sie trinken.

Etwas Ähnliches geschah auch. In die offenen Münder strömte der magische, geisterhafte Rauch. Er umwehte gleichzeitig noch ihre Köpfe und wurde eingeatmet.

Die Geister der toten Indianer übernahmen die Kontrolle bei den Indianern. Es war auch für die drei Männer nicht normal. Sie sahen aus, als würden sie leiden. Die noch strahlende Bleistiftleuchte gab der Szenerie einen sehr gespenstischen Glanz. Die Männer wirkten wie künstliche Geschöpfe, deren Bewegungen gesteuert wurden. Mal streckten sie sehr langsam die Arme aus, dann wiederum bewegten sie sich zuckend. Die Geister arbeiteten in ihnen. Sie waren noch immer dabei, die Menschen voll und ganz zu übernehmen. Noch immer strömte der Nebel aus dem Boden. Suko lag weiterhin als Zuschauer dicht an der Wand. Er konnte nicht hoch, weil sein Körper

paralysiert war.

In seinem Nacken saß die Angst wie ein furchtbarer Druck. Schweiß strömte aus den Poren. Hin und wieder bewegte sich der Keller wellenförmig, als wollte er alle in eine schaurige Tiefe ziehen, aus der es kein Entrinnen gab.

Suko konnte nichts tun. Es fiel ihm außerdem schwer, überhaupt noch beobachten zu können. Seine Glieder waren einfach zu schwer, wie mit Blei gefüllt. Dann standen sie auf.

Mit sehr langsamen Bewegungen erhoben sich die drei Männer, in denen nun der Geist der längst hingerichteten Personen steckte. Sie hatten das Gehabe von Zombies an sich.

Es gibt gewisse Merkmale, an denen die lebenden Leichen zu erkennen sind. Wenn sie aufstanden und dabei so aussahen, als würden sie wieder umkippen.

Suko hörte auch die schlurfenden Schritte über den Kellerboden schleifen. Sie gingen aufeinander zu, berührten sich, tasteten sich ab und drückten sich voneinander weg.

Suko hatte Schwierigkeiten, Luft zu holen. Auch mit seinem Gehör war einiges nicht in Ordnung. Er vernahm zwar die Worte, die gesprochen wurden, konnte jedoch nur Bruchstücke herausfiltern. Sie wollten den Keller verlassen. Einfach weg, um Aconagua zu holen, denn nur mit ihm zusammen konnten sie ihre Pläne durchführen. Er war der einzige, der noch fehlte.

Und so gingen sie, ohne sich um Suko zu kümmern. Sie hätten ihn noch immer töten können, ohne eine Gegenwehr befürchten zu müssen, das taten sie nicht.

Für Suko hatten sie kein Interesse. Sie ließen ihn liegen und gingen aus dem Raum.

Noch einmal schleifte die Tür, bevor sie wieder ins Schloß fiel. Der Inspektor blieb allein zurück, aber noch immer sehr angeschlagen. Er konnte sich kaum bewegen, nur kriechen, jedoch

schaffte es es nicht, auf die Füße zu kommen.

So kroch er über den kalten Steinboden. Das Gesicht verzerrt, die Haut schmutzig. Er näherte sich dem Zentrum, aus dem auch der dünne Rauch gestiegen war und sich schließlich zu Wolken verdichtete hatte. Als leichter flatterhafter Dunst lag er noch über dem Boden, seine Wirkung aber hatte er verloren.

Nicht bei Suko. Die Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht begannen, als er den Arm ausstreckte, um sich vom Boden abzustützen. Das gelang ihm nicht. Er hatte das Gefühl, in den Untergrund hineinzufassen. Es war nicht nur das Gefühl, es geschah tatsächlich. Plötzlich kippte der Inspektor weg, die Erde kam ihm vor, als bestünde sie aus weichem, dunklem Glas.

Er riß weit die Augen auf, starrte in die Tiefe und glaubte, etwas erkennen zu können.

Die Umrisse eines großen Gegenstandes, eines Galgens... Suko dachte darüber nach, wie es möglich war, daß er den Galgen überhaupt sah. Dabei achtete er nicht auf seine unmittelbare Umgebung und konnte nicht merken, wie er tiefer in das transzendente Tor ins Jenseits hineingedrückt wurde.

Suko war von den unheimlichen Jenseits-Kräften gefangengenommen worden. Sie hielten ihn in seinem Bann. Es waren Strömungen, denen er nichts entgegensetzen konnte.

Sie wollten ihn, den Lebenden, ins Reich der Toten holen, wo bereits der Galgen wartete...

Aus eigener Kraft konnte Suko es nicht mehr schaffen. In den folgenden Minuten würde er versinken.

Er hatte Glück.

Die Schritte hinter sich nahm er nicht wahr, auch nicht das heftige Keuchen des Mannes. Dafür spürte er, wie zwei Hände unter seine Achselhöhlen faßten und ihn auf die Beine zerrten. An seinem Ohr klang die zischende Stimme des alten Joseph.

»Reiß dich zusammen, Junge. Reiß dich zusammen. Du kannst ihnen entkommen. Das Jenseits darf dich nicht schlucken. Gemeinsam werden wir es schaffen.«

Der Chinese war einfach zu schwach, um eine Antwort geben zu können. Er überließ die Initiative allein Joseph. Und er schaffte es tatsächlich, den Kräften des Jenseits ein Schnippchen zu schlagen. Er zerrte Suko so weit hoch, daß dieser sich auf die Beine stellen konnte.

Noch mußte ihn Joseph festhalten, weil Suko soiiist umgekippt wäre. Der alte Mann hatte nach seinem Eintritt die Tür nicht verschlossen. Aus dem normalen Keller wehte es kühl herein.

»Wir werden jetzt gehen«, flüsterte er, »wir...«

»Nein!« keuchte Suko. »Die Peitsche, die... die Lampen.« Er sprach mit schwerer Zunge, als würde diese noch am Gaumen kleben. Sein Gesicht glänzte, müde wirkten die Augen.

Joseph hob die Peitsche auf. Er trieb Suko an, und gemeinsam verließen sie den Keller, wobei der Inspektor wie ein Greis ging, gebückt und schlurfend.

Endlich frei!

Suko merkte es kaum, und Joseph wunderte sich über sich selbst, daß es ihm gelang, den schweren Mann die Treppe hinaufzuschleifen, ohne daß beide fielen.

Im Flur war es mittlerweile noch düsterer geworden. Draußen versickerte das letzte Tageslicht.

Die Menschen im Haus hatten nichts gesehen, dennoch wußten sie Bescheid. Es war einfach ihr Instinkt, der ihnen das Wissen gab. Etwas Unheimliches war im Keller vorgegangen, die Vergangenheit hatte sich wieder gezeigt.

Die Bewohner gaben sich nach außen hin keine Blöße. Noch immer hockten zahlreiche von ihnen draußen im Hof. Vor allen Dingen hatten die Frauen dort ihre Plätze gefunden. Die Männer standen in

den Fluren. Sie wirkten angespannt, horchend und nur darauf lauernd, daß etwas geschah.

Noch tat sich nichts, sie schauten nur und sahen zu, wie sich Joseph abmühte.

Einer von ihnen streckte einen Arm aus. »Laß es lieber bleiben«, sagte er, »laß es bleiben. Du schaffst es nicht. Die alten Kräfte sind mächtiger.«

»Halt den Mund!« Joseph keuchte die Antwort und zog Suko weiter zu seiner kleinen Wohnung. Mit der Schulter rammte er die Tür nach innen, dann endlich konnte er Suko über die Schwelle schleifen. Jetzt war auch seine Kraft am Ende. Joseph konnte Suko nicht mehr halten. Der schwere Körper rutschte ihm aus dem Griff. Suko konnte noch Halt finden. Er stemmte sich an der Wand ab, riß dabei einige Gegenstände herunter und fiel auf einen der Korbsessel, der unter seinem Gewicht ächzte.

Joseph schaltete das Licht ein. Keine strahlendhelle Beleuchtung, eher eine trübe Funzel, über der fingerdick ein Staubfilm lag. »Ich gebe dir etwas zu trinken.«

Suko nickte apathisch. Er strich mit einer müden Bewegung über sein Gesicht. Die letzten Ereignisse hatten ihn fertiggemacht. Er hatte die harten Schläge einstecken müssen, war groggy gewesen und hatte zudem noch mit ansehen müssen, wie die Geister der Toten aus dem Jenseits gestiegen waren und sich der Lebenden angenommen hatten. Sie befanden sich jetzt in ihnen und hatten die Kontrolle über sie bekommen. Suko wußte auch, was es bedeutete.

Die Hemmschwelle existierte nicht mehr. Sie war ihnen genommen worden. Sie konnten nicht mehr unterscheiden, was richtig oder falsch war. Jetzt folgten sie allein dem Racheweg aus der Vergangenheit. Joseph kehrte zurück. Seine Schritte schlurften über den Boden. In der rechten Hand hielt er ein halbgefülltes Glas, das im Fakt mitzitterte. Joseph sah schlecht aus. Auch er hatte es noch

nicht richtig geschafft, sich zu erholen.

Suko nahm das Glas. »Was ist es?«

»Wasser!«

Der Inspektor probierte und schüttelte sich, obwohl er nur einen kleinen Schluck genommen hatte. »Das... das ist nicht nur Wasser.«

Joseph lachte und setzte sich ebenfalls. »Ich habe etwas hineingemixt. Einige Tropfen einer Tinktur, deren Rezept noch aus einer Zeit stammt, wo kaum Weiße unser großes Land betreten hatten. Es ist eine Naturmedizin. Trink es bitte, trink es leer, Suko.«

»Ja, danke, ja...«

Suko mußte seinen Mut zusammennehmen, um das Zeug zu schlucken. Jetzt war es nicht mehr so schlimm. Er spürte es in seinen Magen eindringen, wo es auch die Wirkung entfaltete. Ein wohliges Gefühl durchströmte ihn. Gleichzeitig gab es ihm auch die Kraft, die nötig war, damit es ihm besserging und er wieder der alte wurde.

»Manchmal wirkt es Wunder«, sagte Joseph und schaute zu, wie Suko das Glas abstellte.

Der Inspektor nickte. Zwar hielt sich die Wirkung in Grenzen, aber der Erfolg konnte sich ja noch später einstellen. »Ich habe ihn gesehen«, sprach er mit langsamer Stimme. »Ich... ich habe den Galgen gesehen, als ich auf dem Boden lag. Er befindet sich ebenfalls in der Vergangenheit, und er wird seinen Weg finden.«

»Ja, ich weiß.«

»Wann können wir ihn sehen? Wann wird er durch die Straße rollen?«

»Um Mitternacht.«

Suko schaute auf die Uhr. Er hatte Mühe, die Zeit abzulesen. »Noch etwas über eine Stunde«, sagte er. »Mehr nicht.«

»Kann das reichen?«

»Im Normalfall sicherlich, aber nicht in meinem Zustand. Ich fühle mich wie durchgedreht.«

»Es wird dir gleich bessergehen.«

Plötzlich veränderte sich die Haltung des Inspektors. Er setzte sich so steif hin, als wollte er jeden Moment aufspringen und einfach fortlaufen.

»Was ist denn?«

»John und Abel An die habe ich nicht mehr gedacht. Sie... sie sind nicht da. Wo können sie stecken?«

Joseph hob die mageren Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Vielleicht sind sie ihnen begegnet.«

»Das wäre fatal.«

»Ja, aber...«

»Nichts aber, Joseph, wir müssen sie suchen.« Suko wollte sich schon hochstemmen, dagegen hatte Joseph einiges.

»Warte hierauf mich. Ich höre mich um. Man muß sie gesehen haben.«

»Wirst du auch eine Antwort bekommen?«

»Das hoffe ich sehr.«

Joseph verließ den Raum. Suko blieb zurück und ärgerte sich noch mehr darüber, daß er so angeschlagen war. Er blieb hocken und mußte anderen die Initiative überlassen.

Seine Sorgen um John vervielfachten sich. Er malte sich aus, was alles geschehen könnte. Die drei Veränderten kannten kein Pardon. Sie würden den Geisterjäger hängen, wenn es ihnen gerade in den Kram paßte.

Die Wartezeit wurde lang. Von draußen hörte Suko Stimmen. Joseph sprach mit einer Person auf dem Flur. Welche Antwort er erhielt, konnte Suko nicht verstehen.

Sehr bald kehrte Joseph zurück. Sein Gesichtsausdruck war gleich geblieben. »Was ist denn?«

»Sie sind mit Nabila gegangen.«

»Und wohin? Haben sie das Haus verlassen?«

»Nein, wenigstens hat man es nicht gesehen. Ich rechne damit, daß Nabila sie zu ihrer Wohnung geführt hat.«

Suko hielt nichts mehr auf seinem Platz. Ihm war der Zustand auch egal. Er stemmte sich hoch und wunderte sich plötzlich, daß er sich wesentlich besser fühlte als noch vor wenigen Minuten. Schief grinste er den alten Indianer an. »Ich glaube, dein Frank hat geholfen. Das ist wohl ein Zaubertrunk gewesen.«

Joseph lächelte. »Natürlich. Denkst du, ich hätte dich vergiften wollen? Ich sagte dir doch, daß ich dich wieder auf die Beine bekomme. Du brauchst keine Sorge zu haben.«

»Dann komm endlich.« Suko spürte einen Tatendrang in sich, dem er einfach Folge leisten mußte.

Im Flur hatte sich nichts verändert. Nur etwas kam Suko komisch vor. Die Bewohner gingen ihnen aus dem Weg. Selbst die Jugendlichen, die bei der Ankunft vor dem Haus gewesen waren und sich jetzt im Flur versammelt hatten, wichen ihnen aus.

Diesmal nahmen sie einen der Fahrstühle. Es war kein Gitterkorb mehr wie früher, aber viel jünger war die Kabine auch nicht. Als die Tür zur Seite rollte, quietschte und knirschte es.

In der Kabine war es schmutzig. Zudem stank es erbärmlich. Joseph ging vor. Suko folgte ihm und warf noch einen Blick über die Schulter zurück. Man beobachtete sie, aber niemand kam auf die Idee, ihnen zu folgen. Joseph drückte auf den Knopf zur vierten Etage. Der Aufzug schüttelte sich, dann fuhr er los.

Nicht glatt, immer wieder unterbrochen von schüttelnden Bewegungen, als wollte er dafür sorgen, daß seine Passagiere es mit der Angst zu tun bekamen.

Er kroch der vierten Etage entgegen. Als er endlich hielt und die beiden die Kabine verlassen konnten, atmeten sie auf. »Na, Angst gehabt?«

Suko nickte. »Das kannst du wohl sagen. Irgendwie war es doch

verdammt bedrückend.«

»Das kannst du wohl sagen.«

Der Flur war lang, wie überall auf den Etagen. Wie ein düsterer Tunnel stach er in das Gebäude hinein.

Viele Lampen waren durchgebrannt oder fehlten.

Jemand öffnete eine Tür. Eine Frau erschien, sah die beiden Männer und zog sich sofort zurück.

Joseph hob die Schultern. »Was willst du machen, Suko? Wir sind inzwischen Aussätzige geworden.«

Der Inspektor wunderte sich. »Auch du, Joseph? Du lebst hier, du bist so etwas wie eine Institution in diesem Block. Wie kann man dich nur als einen Aussätzigen behandeln?«

»Ich habe gegen die Regeln verstoßen.«

»Heißen diese Angst?«

»Genau. Allerdings vermischt mit Tradition.« Suko ging die nächsten Yards etwas forscher und blieb vor einer Tür auf der rechten Flurseite stehen. Verschlossen war sie nicht.

»Laß mich zuerst hinein«, bat Suko und drückte die Tür bereits auf, bevor Joseph noch reagieren konnte. Mit schußbereiter Beretta betrat Suko die kleine Wohnung, schaute sich um, ohne etwas zu entdecken. Nichts ließ sein Mißtrauen aufflammen.

Dann ging er in das Nebenzimmer. Dort wurde er fündig. Er sah seinen Freund John und auch Abe Douglas.

Beide waren down.

Abe lag neben dem Bett, John lag drauf. Ihn mußte es nicht so hart erwischt haben, denn er bewegte sich schon wieder, stöhnte zwar, drehte sich aber auf den Rücken.

Ich hatte vieles erwartet, nur nicht das Gesicht meines Freundes Suko, das mir entgegenstarrte. »Du?«

»Und wie.«

»O verdammt, die haben uns eingemacht, Suko.« Meine Hand fuhr

hoch zum Kopf, wo es mich erwischte hatte. »Sie... sie waren zu dritt. Aconagua hat hier auf die Kleine gewartet und sie als Geisel genommen. Wir konnten nichts machen.«

»Das sehe ich.« Er streckte mir den Arm entgegen, um mich hochzuziehen.

Ich blieb sitzen und hatte das Gefühl, in einem Kreisel zu hocken. Auch Joseph konnte ich sehen. Seine Gestalt war zu einem Schattengebilde geworden.

Suko holte einen feuchten Schwamm und legte ihn auf die Stirn des Gman. Das machte Abe Douglas zwar nicht munter, aber es holte ihn aus seinem Zustand zurück. Er stöhnte und kam durch Sukos Unterstützung wieder hoch. Ihn hatte es schlimmer erwischt. Abe mußte sich im kleinen Bad übergeben. Er hatte es soeben noch geschafft. Suko nickte, bevor er sagte: »Wir sind eine geschlagene Truppe, Freunde. Man hat uns erwischt.«

»Und wie.« Ich schielte ihn an. »Hast du wenigstens Erfolg gehabt?«

»Nein.«

Als Abe zurückgekommen war und sich stöhnend niedergelassen hatte, wobei er so bleich aussah wie ein Gespenst, begann Suko mit seinem Bericht. Das Bild von der geschlagenen Truppe stimmte. Wir hatten uns wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert.

»Wie geht es weiter?« Suko hatte die Frage gestellt. Er konnte es sich leisten; denn er befand sich in einer besseren Form als wir. Niemand wußte es.

»Erzähl mal, wie es dir ergangen ist«, erinnerte ich meinen Freund. Endlich bekamen wir den Bericht. Auch Suko hatte Pech gehabt, doch wir alle konnten von Glück sprechen, daß man uns am Leben gelassen hatte. Über diesen Grund grübelten wir nach.

Joseph schließlich gab eine Antwort, die einigermaßen stimmen konnte.

»Vielleicht haben sie ihre eigenen Regeln«, sagte er. »Sie wollten euch nicht auf die normale Art und Weise töten, versteht ihr? Sie müssen anders handeln, wie es der Fluch vorschreibt.«

Suko reagierte am schnellsten. »Du meinst, daß sie bei ihrem Racheweg nur hängen?«

»Das denke ich mir.«

»Was meinst du, John?«

»Nicht schlecht kombiniert. Falls uns nichts Besseres einfällt, gehen wir davon aus.«

»Fragt sich nur, wo sie sich jetzt aufhalten«, flüsterte Douglas und hielt seinen Kopf fest.

»Das kann ich dir sagen.« Joseph deutete zum Fenster. »Sie werden durch die Straßen fahren. Schon können wir wieder das Rollen der Räder hören. Der Galgen ist unterwegs.«

»Mit Nabila?«

»Er hat sie mitgenommen, John. Aconagua wollte sie schon immer besitzen. Er will sie zu seiner Frau machen. Sie soll an seiner Seite leben und ihm dienen. Ich war dagegen, ich habe immer dagegen gesprochen, aber ich konnte ihn nicht überzeugen.«

»Ist er dein Feind?«

Joseph nickte. »Wenn du mich so direkt fragst, stimmt das. Er ist mein Feind!«

»Wie gut kennst du ihn?«

»Leider nicht gut genug. Ich weiß deshalb auch nicht, ob er Nabila am Leben läßt.«

»Weshalb sollte er sie umbringen? Sie ist keine Weiße!«

»Aber sie hat sich auf die Seite der Weißen geschlagen, John. Ebenso wie ich.«

»Dann könntest du auch auf der Liste stehen?«

»Ich rechne damit.«

»Wenn der Galgen unterwegs ist, sollten wir auch nicht länger hier

im Haus bleiben«, sagte Suko. Nach einem Blick auf die Uhr fuhr er fort:

»Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht. Wie ich hörte, ist der Galgen um die Tageswende erschienen.«

Ich stand auf, spürte den Schwindel und hielt mich an einer Stuhllehne fest. Dann atmete ich lang und tief durch, bis es mir etwas besser ging. Joseph verließ uns, um nach Kopfschmerztabletten zu suchen. Er fand auch welche.

Douglas und ich schluckten jeder eine. Der G-man sah verdammt käsig aus. Ich konnte mir gut vorstellen, daß er eine leichte oder mittlere Gehirnerschütterung mit sich herumschleppte. Als ich ihn darauf ansprach und mit einem Arzt drohte, widersprach er heftig.

»Später, wenn alles vorbei ist. Außerdem bist du auch nicht fit, Alter.«

»Stimmt. Mich hat der Schlag nur gestreift.«

»Egal.«

Eine Minute später verließen wir das Zimmer. Die Sorgen galten nicht so sehr uns selbst, sie drehten sich um das Mädchen Nabila...

Es gibt Menschen, die halten einen Vergleich mit Spürhunden aus. Zu dieser Sorte gehörte auch der Reporter William Penn. Wenn Penn etwas entdeckt hatte und von einer Sache hundertprozentig überzeugt war, dann ließ er sich auch nicht von der einmal erkannten Spur abbringen. Er hatte sich an die Polizei gewandt, okay, das war seine Pflicht gewesen, doch niemand hatte ihm gesagt, daß er sich nicht hinter den Fall klemmen dürfe.

Was Penn auch tat, er ging einen Fall stets mit einer sehr großen Sorgfalt an.

Die Gegend um den Washington Square mußte für den Henker ungemein wichtig sein.

Über den Grund hatte Penn zwar nachgedacht, doch keine Lösung

gefunden. Bis ihm die Idee kam, in alten Geschichtsbüchern nachzuschlagen. Wo er die finden konnte, wußte er genau. Zudem besaß er seine Beziehungen, die ihm auch die Türen gewisser Archive öffneten.

In der New Yorker Stadtgeschichte schaute er nach. Penn wurde fündig. Vor nicht ganz 200 Jahren hatten Weiße genau an der Stelle, wo sich der Washington Square befindet, mehrere Indianer aufgehängt und damit dem Volk eine furchtbare Schande angetan.

Indianer durften im Kampf fallen oder normal sterben. Dann gingen die Seelen in das Jenseitsreich ein. Wer jedoch auf so schändliche Art und Weise umgebracht wurde, der hatte keine Chance mehr im Jenseits. Dessen Seele irrte umher, ohne Ruhe finden zu können. So etwas war schlimm...

William Penn brauchte nicht mehr lange zu suchen, um das Motiv für die Toten zu finden. Er bekam noch heraus, daß die Toten dann weiter südlich verscharrt worden waren. Eine genaue Ortsangabe hatte er nicht finden können.

William Penn wohnte in der Szene und nicht weit vom Washington Square entfernt.

Das Gebiet, in dem er lebte, hieß Greenwich Village. Ein Künstlerviertel seit Jahren, wenn auch der alte Geist nicht mehr vorhanden war, weil reiche Neubürger hier Häuser gekauft und teure Wohnungen errichtet hatten.

Dennoch, es gab zahlreiche Kneipen, Bars und gemütliche Lokale. William Penn lebte in einer Dachwohnung mit Fenster zum Hof. Keine triste Aussicht; denn die Fassaden waren von den Künstlern und Hobbymalern farbig gestrichen worden. Eine wunderschöne, kleine Welt, in der man leben konnte.

Auch die alten Feuerleitern störten nicht. Ihr Metall hatte ebenfalls Farbe abbekommen.

Es war noch verdammt heiß. Hinzu kam die Schwüle, so daß kein

Wind durch die Straßenschluchten blasen konnte. New York erstickte unter der bleiernen Luft.

Die Menschen reagierten anders. Sie waren dann ungemein aggressiv, besonders schlimm war es in den Slums, wo die Emotionen hochschäumten wie eine seelische Springflut.

Er bewohnte ein Zimmer, das er geteilt hatte. Auf der einen Seite war es der Arbeitsraum, auf der anderen die Wohnung. Zum Minibad führte eine schmale Tür. In dieser Naßzelle konnte sich ein erwachsener Mensch kaum drehen.

Bevor er abschloß, checkte er noch einmal seine Kamera durch. Ein sehr wichtiges Instrument, sie mußte hundertprozentig in Ordnung sein und auch unter diesen ungewöhnlich, feuchtwarmen Wetterbedingungen funktionieren.

Nach einer Viertelstunde hatte er alles überprüft und konnte zufrieden sein.

Wenn er in die Slums ging, um Fotos zu schießen, trug er die Kamera nicht so offen.

Zweimal schloß er die Tür ab. Bisher hatte sie einem Einbruchversuch widerstanden. Der Flur war ein schmaler, dunkler Schlauch. In dem ballte sich ebenfalls die feuchte Hitze, die eine große New Yorker Zeitung als tropisch bezeichnet hatte.

Geräusche erfüllten das Haus. Stimmen, Musik, Schreie, Lachen, vielleicht auch ein Weinen. Wer hier lebte, der paßte schlecht in eine Norm. Man ließ oft genau seinen Gefühlen freien Lauf. Unten brannte Licht, grünes und rotes. Zwei Performance-Künstler hatten die Lampen aufgehängt und darunter zwei Stühle gestellt. Das Licht erhellte auch den Flur.

Beide hockten dort und bewegten sich wie automatische Puppen. Zuschauer umstanden sie, manchmal wurde geklatscht. Penn sollte Fotos machen.

»Später. Tut mir leid, ich habe zu tun.« Selbst in seinem Bart

klebten die Schweißperlen. Er streifte sie ab. Ein junges Mädchen drückte sich schlangengleich neben ihn.

Ihr Gesicht war mit grünlicher Schminke bedeckt, die Haare bildeten einen Wirrwarr aus kleinen Zöpfen. »Bleibst du nicht bei mir, Bill?«

»Nein, Süße.«

»Aber ich fühle mich so einsam.« Er gab ihr einen Klaps auf das hosenbestrumpfte Hinterteil. »Das gibt sich, Mädchen.«

»Wann kommst du wieder zurück?«

»In den frühen Morgenstunden.«

»Was willst du denn knipsen?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Ciao, Süßer, ich warte.«

»Klar doch.«

Er kannte das Mädchen flüchtig und dachte auch nicht weiter über die Kleine nach, als er sich in den nächtlichen Trubel des Village stürzte. Alles, was laufen konnte, war auf den Beinen.

Um zum Washington Square zu gelangen, mußte er sich in südliche Richtung wenden. Die Fifth Avenue wollte er nicht unbedingt benutzen. Deshalb hielt er sich mehr in den kleineren Seitenstraßen auf. Er wurde erkannt, angesprochen. Man reichte ihm aus einem Kneipenfenster ein Glas Wein, das er ablehnte und seine Schritte anschließend beschleunigte. Er hatte sich vorgenommen, um Mitternacht spätestens am Square zu sein. In die allgemeine Hektik paßte auch das Heulen der Polizeisirenen. Es verging kaum eine Minute, wo diese Geräusche nicht zu hören waren. Sie gehörten einfach dazu. In der Nähe des Ziels traten die Menschen und Nachtschwärmer nicht mehr so geballt auf.

Bäume säumten den Torbogen auf dem Square, der eine Erinnerung an den Präsidenten George Washington darstellte. Die Luft war nicht klar. Der Dunst stammte auch nicht aus den zahlreichen

Küchenfenstern der Lokale, er wehte von den Flüssen herüber und kroch lautlos dem Square entgegen und in die Straßen des Village. Er schluckte so manches Geräusch und ließ es dünn und verändert klingen. Fahrzeuge passierten ihn. Sie stießen Abgaswolken aus und verschlechterten die Luft noch mehr. Trotzdem zündete sich Penn eine Zigarette an. Er fühlte sich innerlich wie ein aufgedrehtes Räderwerk, und er konnte nichts dagegen tun.

Qualmend ging er weiter.

Der große Trubel blieb hinter ihm als Geräuschkulisse zurück. Die Zigarette behielt Penn im Mund. Er ließ den Rauch aus den Nasenlöchern strömen.

Wenig später überquerte er mit hastigen Schritten die Straße und tauchte ein in den Schatten der dicht wachsenden Bäume am Square. An dieser Stelle blieb er stehen und wartete.

Schon einmal hatte er sich in dieser unmittelbaren Nähe des Torbogens befunden und den Galgen geknipst. Er dachte darüber nach, wer diese Gestalten waren, die in New York Menschen aufhängten. Penn gehörte zu den Reportern, die wußten, was sie verkaufen konnten und was nicht. Deshalb war er mit den Aufnahmen zur Polizei gegangen und hatte sie nicht für ein hohes Honorar an Zeitungen verkauft. Er kroch unter den niedrigen Ästen hervor und hatte bald den Torbogen erreicht. In seinem Schatten blieb er stehen. Von dieser Stelle konnte er gut sehen, ohne dabei selbst gesehen zu werden.

Noch fünf Minuten bis Mitternacht!

Penn spürte die innere Unruhe wachsen. Öfter als gewöhnlich schaute er sich dabei seine Kamera an, konnte jedoch keinen Fehler feststellen. Die Feuchtigkeit schien dem hochkomplizierten Gerät bisher nicht zu schaden.

Das Warten gefiel ihm nicht. Er schwitzte. Unter dem dichten Blattwerk der Bäume war es noch stickiger. Hin und wieder kreisten

Insekten um seinen Kopf. Zwei stachen ihn.

Noch zwei Minuten.

Irgendwo bellte ein Hund. Sehr laut und wütend. Wenig später winselte er. Wahrscheinlich war er geschlagen worden. Auch wenn Penn Luft holte, überkam ihn das Gefühl, alles trinken zu können. Er blickte zur Uhr - Mitternacht.

Da hörte er es.

Wie schon vor Tagen begann es mit einem Knarren und Ächzen. Die Geräusche waren zudem von einem leisen Quietschen durchzogen, als müßte ein Kugellager frisch geölt werden.

Das war der Galgen!

Ein letztes Mal wischte er über seine Stirn, bevor er den Riemen der Kamera über seine Schulter gleiten ließ und sie in Augenhöhe hob. Er ließ den Sucher wandern, und zwar in die Richtung, aus der die Geräusche aufgeklungen waren.

Der Galgen mußte, wenn ihn nicht alles täuschte, zwischen die Bäume gerollt werden. Nicht mehr lange, dann würde er ihn trotz der Dunkelheit sehen können.

Und er kam!

Es war noch nicht der rollende Galgen, der sich zeigte, ein Vorbote wallte heran: Nebel. Dichter als zuvor schwebte er durch die Straßen. Lautlos. Er besaß bestimmt keinen natürlichen Ursprung. Was da herbeiwehte, wollte von gewissen Dingen ablenken und etwas verstecken. Der Nebel drückte sich auch durch den breiten und hohen Torbogen. Die Richtung behielt er bei, er kam auf Penn zu, als wollte er ihn ebenfalls verschlucken.

Der Fotograf rümpfte die Nase. Der Nebel stank. Wonach, das konnte Penn nicht sagen. Vielleicht nach Friedhof, vermodertem Laub. Penn schluckte.

Er drückte bereits auf den Auslöser, denn er hatte in dem Nebel den kompakten Schatten erkannt.

Das war der Galgen an dem die Schlinge baumelte. Sie schwang hin und her, etwa in Augenhöhe der Frau. Penn sah sie kaum, trotzdem wußte er, daß sie in einer unnatürlichen Haltung am senkrechten Balken des Galgens stand und vor sich stets die schaukelnde Schlinge sah. Die Haltung der Frau ließ nur einen Schluß zu. Man hatte sie gefesselt. Er dachte darüber nicht länger nach. Seine Probleme waren anders. Welche Kraft trieb den Galgen an? Fuhr er von allein? War ein Motor eingebaut worden? Er wußte es nicht, lief jedoch auf den Galgen zu. Das Herz klopfte ihm schon hoch zum Hals. Die geisterhaften Nebelschwaden erinnerten ihn an Arme, die mit feuchten Fingerspitzen über seine verschwitzte Haut strichen.

Als er stehenblieb, stoppte auch der Galgen. Erst zwei Meter vor ihm war er zur Ruhe gekommen.

Penn überwand die Distanz mit einem Sprung. Er landete auf den Bohlen. Als er sich aufrichtete, berührte ihn die Schlinge. Penn schrak zusammen. Er mochte nicht von einem Hanfseil gestreichelt werden.

Mit einer Bewegung der Linken schleuderte er die Schlinge zur Seite, duckte sich noch und näherte sich dem Mädchen.

Die Person war tatsächlich gefesselt. Mit dem Rücken an den Galgenbaum.

Penn ging trotzdem auf das Mädchen zu. Er wollte sie befreien. Wer immer das Mädchen gefesselt haben mochte, ohne Motiv oder Absicht hatte er es sicherlich nicht getan. Seiner Meinung nach würde das Mädchen das nächste Opfer dieser verdammten Mörder werden. Dies wollte er verhindern.

Sie schauten sich gegenseitig an. Diese Sekunden nahm sich der Fotograf Zeit. Er besaß ein Gedächtnis für Gesichter, besonders dann, wenn es ein auffallendes und exotisches Gesicht war, wie eben bei dieser noch jungen Person.

Dennoch war er sicher, das Mädchen nie zuvor gesehen zu haben. In der Nähe wohnte die Kleine wohl nicht.

»Wer bist du?« fragte er und suchte nach seinem Taschenmesser, um es aufklappen zu können.

Sie verriet ihm seinen Namen nicht. Die Lippen öffneten sich, als sie bat, er möge gehen.

»Klar, gehen wir, aber gemeinsam.«

»Nein, bitte, du mußt weg.« Das Sprechen fiel ihr schwer, weil der Strick auch um ihren Hals gelegt worden war.

Er klappte das Messer auf. »Soll ich vielleicht zusehen, wie sie dich aufhängen?«

»Ich... ich lebe ja noch.«

»Klar, und gleich wird es dir bessergehen, darauf kannst du dich verlassen.« Er überlegte, wo er die Fesseln zuerst auftrennen sollte. Es war bestimmt besser, wenn er an der Rückseite des Galgens anfang. Als er die Klinge aus dem Holzschaft gezogen hatte und sich um die Gefangene herumbewegen wollte, sprach sie ihn noch einmal an. Diesmal klang ihre Stimme sehr hektisch.

»Nein, wenn dir dein Leben lieb ist, laß es bleiben. Ich... ich bitte dich darum.«

»Erzähle mir keine Geschichten, Mädchen. Du bist zu schade für diese Typen.« Penn hatte die Klinge bereits an einer Stelle angesetzt, als er sich plötzlich nicht mehr rührte.

Etwas war ihm aufgefallen. Die Bohlen unter seinen Füßen bewegten sich.

Aber hinter ihm...

Auf einmal kroch eine Gänsehaut über seinen Rücken. Er vernahm auch die geflüsterten Worte der Gefangenen. »Zu spät, mein Freund. Viel zu spät...«

Penn drehte sich um!

Was er sah, glich einem Alptraum...

Keiner von uns wußte, was Aconagua den Bewohnern des Blocks gesagt oder befohlen hatte, jedenfalls wollten sie uns daran hindern, das Haus zu verlassen.

Wir hatten den rechteckigen und ziemlich geräumigen Eingangsflur bereits erreicht, als mehrere jugendliche Personen die Tür schließen wollten.

»Laßt es sein!« rief Joseph scharf.

»Du wirst bleiben, Alter, und deine verfluchten weißen Freunde auch. Hier kommt niemand raus!«

»Sagst du das?« rief Joseph.

»Ja, und Aconagua!«

»Das soll er uns selbst erzählen!« Joseph ging vor. Wir hielten es für besser, zunächst nicht einzugreifen, weil wir keine unnötigen Emotionen entfachen wollten.

Zwei andere stießen Joseph zurück. Er prallte gegen die Wand. Das war des Guten zu viel.

Blitzschnell griff Suko ein. Als die beiden Kerle nachsetzen wollten, war er bei ihnen.

Er knallte sie mit den Köpfen zusammen. Ziemlich grün im Gesicht sanken sie auf die Knie.

»Noch jemand?« rief der Inspektor.

Neben mir stand Abe Douglas. Wie ich, so beobachtete auch er die lauernden und schweigenden Gestalten.

Dann klirrte etwas. Es hatte sich angehört wie die Glieder einer Kette. Dieses Geräusch war gleichzeitig ein Zeichen. Gleich drei Bewohnerzogen ihre Messer.

Wir waren schneller. Bevor sie die Klingen überhaupt hochbekamen, hielten wir bereits unsere Dienstwaffen in den Händen. Abe Douglas, der sich zusammenriß, kannte den New Yorker Polizeialltag am besten. Er fischte sich den größten und

breitschultrigsten Mann heraus und zielte zwischen dessen Augen.

»Ich treffe auch dann, wenn es dunkel ist!« warnte er. »Also laß den Zahnstocher fallen.«

»Ich...«

»Laß ihn fallen.« Abe zog durch. Überlaut hallte der Schuß, sein Echo wetterte über die kahlen Wände. Die Kugel war dicht neben dem rechten Ohr des Messerhelden in die Wand geschlagen, wo sie einen kleinen Krater riß, aus dem der Staub dem Helden ins Gesicht stäubte. Jetzt ließ er die Klinge los.

»Und ihr anderen auch!« sagte Abe, trat einen halben Schritt zurück, wobei ersieh drehte und sein 38er einen Halbbogen beschrieb. Diese Sprache verstanden sie. Zudem war sie international. Keiner wollte als nächster eine Kugel bekommen. Sie traten zur Seite und ließen die Klingen aus den Händen rutschen.

Es klirrte, als die Mordinstrumente den Steinboden trafen. Der Weg zum Ausgang war frei.

»Und einer von euch wird jetzt die Tür öffnen«, erklärte Douglas. Diesmal sprach er lockerer.

Gleich zu dritt kamen sie seiner Aufforderung nach. Wir konnten gehen. Abe deckte uns noch den Rücken. Auch Joseph verließ das Haus, verfolgt von den finsternen Blicken der Mitbewohner. Er nahm sie trotzdem in Schutz. »Ihr müßt nicht denken, daß sie alle schlecht sind. Es gibt Gute und Miese unter ihnen, wie auch bei anderen Menschen. Es sind eben die Zustände, die sie in diese Rollen hineingezwungen haben.«

»Klar, Jo«, sagte Douglas Lind verzog das Gesicht. Er spürte wieder etwas von den Nachwirkungen des Treffers. »Wir sagen auch nichts, kannst dich darauf verlassen.«

Ich hatte vorgehabt, tief durchzuatmen, doch im Freien war die Luft auch nicht besser. Sie stand wie eingegossen zwischen den Hauswänden, und nichts regte sich. »Wohin jetzt?« fragte Suko.

»In die Nähe des Washington Square.«

»Woher weißt du das?«

Joseph hob die Schultern. »Das kann ich euch sagen. Damals hat sich dort die Hinrichtungsstätte befunden. Da wurden sie gehängt. Begraben aber hat man sie weiter südlich. Eben dort, wo jetzt unser Haus steht.«

»Wir könnten meinen Wagen nehmen«, sagte Abe.

»Wo steht er?«

»Nicht weit weg, kommt.«

Wir liefen durch die Schwüle. Selbst das Licht der vereinzelt leuchtenden Laternen kam mir irgendwie weich und schummrig vor. Alles wirkte unnatürlich, als würde die Luft direkt an den Hauswänden kleben. Abe schloß auf, danach stützte er sich am Wagendach ab. »Verdammt, mein Kopf.«

»Ich fahre«, entschied ich.

»Okay.« Der G-man nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Suko und Joseph hockten im Fond.

Als ich startete, hatte ich kein gutes Gefühl. Ebenso wie Abe Douglas.

»Was ist, wenn uns der Galgen entgegenkommt?«

»Dann müssen wir stoppen.«

Im Fond lachte Joseph krächzend auf. »Glaubt nur nicht, daß es einfach sein wird. Glaubt es nicht...«

William Penn stand auf den Bohlen des fahrbaren Galgengerüsts und hatte das Gefühl, im Meer zu versinken. Er dachte nicht mehr an seine Kamera, denn die Gestalten, die er vor einigen Tagen noch aus sicherer Entfernung geknipst hatte, standen nun direkt und beinahe zum Greifen nahe vor ihm.

Iis waren Menschen und gleichzeitig Wesen. Bekleidet mit den Lendenschurzen, dabei barfußig. Die halblangen, dunklen Haare

hingen in Strähnen von ihren Köpfen.

Der Galgen wirkte wie eine kleine Insel inmitten des Nebels. Als hätten sie Angst davor, über das alte Holz zu kriechen, so hielten sie sich zurück.

Die Sicht war gut.

Leider, denn Penn brauchte nur in die ausdruckslosen Gesichter zu schauen, um erkennen zu können, was ihm blühte. In den Augen las er keinen Funken von Gefühl. Sie wirkten matt und doch irgendwo glänzend, als wüßten die Gestalten genau, daß ihnen das Opfer nicht entkommen konnte.

Die Gänsehaut blieb, das Herz schlug schneller als normal. Penn spürte den Druck hinter den Augen. Er glaubte, weinen zu müssen, selbst dazu raffte er sich nicht auf. In diesen langen Momenten merkte er, daß Tod und Grauen ihre unsichtbaren Fühler nach ihm ausstreckten. Nabila meldete sich. Sie sprach mit flüsternder und rauher Stimme. »Ich habe es dir gesagt. Du hättest weglaufen sollen. Jetzt ist es zu spät. Sie werden dich holen und hängen...«

Hängen! Das letzte Wort echote in seinem Kopf nach. Nein, so weit war es noch nicht. Er wollte nicht den rauen Druck der Schlinge am Hals spüren. Die drei Gestalten vor ihm regten sich nicht. Sie standen wie Schaufensterpuppen da und stierten ihn böse an.

»Tut mir leid für dich, Kleines!« sagte er leise. »Tut mir verdammt leid, aber ich kann nicht anders, ich muß weg.« Er grinste verzerrt. »Vielleicht kann ich noch Hilfe holen, vielleicht...«

»Du bist schon tot«, erwiderte sie. »So gut wie tot. Er ist da, hinter dir...«

Aconagua griff zu. Penn hatte ihn weder gehört noch gesehen, aber er spürte den Druck der eisenharten Klaue, die seinen Hals umklammerte, so daß sich der Fotograf aufbäumte. Die kostbare Kamera rutschte ihm aus der Hand und rollte über die Kante des Galgens. Er bäumte sich auf. Ein wenig konnte er den Kopf nach

rechts drehen, schaute in das Gesicht des Mädchens und in dessen traurige Augen. Sie bewegte noch die Lippen, als wollte sie ihm etwas sagen. Ihm kam es vor wie ein stummer Abschiedsgruß.

Aconagua lachte kratzig. Er besaß Bärenkräfte und hob William Penn kurzerhand an.

Dessen Fußsohlen schwebten über die Balken hinweg, als er zum Gerüst gedrückt wurde. Er strampelte mit den Beinen, schlug die Arme nach hinten, merkte auch, daß die Fäuste trafen. Ebensogut hätte er vor eine Gummiwand schlagen können; denn er bekam keine Reaktion. Dann sah er die Schlinge vor sich. Er schaute hindurch. In die drei Gestalten war Bewegung gekommen. Sie schritten sehr langsam vor und gingen dabei auseinander. Sie konnten sich auf ihre Aufgabe konzentrieren. Zwei von ihnen kümmerten sich um Penn, der dritte reckte die Arme und bekam den Strick dicht über der Schlinge zu fassen.

»Nein, nein!« würgte der Fotograf hervor. »Ihr seid wahnsinnig! Ihr könnt mich doch nicht hängen.«

Aconagua ließ ihn los und schleuderte ihn gleichzeitig in die auffangbereiten Arme seiner Kumpane.

Die hatten darauf gewartet. Eisern hielten sie den Mann fest. Ihre Hände glichen Zangen, in den Fingern mußte schon eine übernatürliche Kraft stecken.

Der Schiingenrand streifte schon über sein Gesicht, zog Furchen in den Schweiß.

Dann war es soweit.

Der dritte legte ihm die Schlinge um. Aconagua bewegte sich auf das Gerüst zu. Er passierte dabei das gefesselte Mädchen. Sein Gesicht hatte einen blaugrauen Schimmer bekommen, als wäre es mit Metallpulver eingerieben worden. Nabila flehte um das Leben des ihr fremden Mannes. »Bitte, tu es nicht! Laß ihn leben, ich bitte dich!«

Er schaute sie nur an.

Kalt, grausam, unerbittlich war sein Blick. Da wußte Nabila, daß er dem Mann keine Chance einräumen würde.

Noch wehrte sich Penn. Er hing bereits in der Schlinge. Er wollte etwas sagen, aber eine Klaue fuhr über sein Gesicht. Die Fingernägel hinterließen Spuren in der dicken Schicht aus Angstschweiß. Es war nur als Ablenkung gedacht, denn im selben Augenblick drehte Aconagua an der Kurbel.

Sie quietschte erbärmlich. Eine widerliche Totenmelodie für einen Fotografen, der New York von seiner schönen Seite hatte zeigen wollen und seine Neugierde nun mit dem Leben bezahlte.

Nabila hielt die Augen geschlossen. Sie wollte das Grauenhafte nicht sehen. Allein das Quietschen der Winde erzeugte in ihr furchtbare Gefühle.

Sie öffnete die Augen auch nicht, als das Geräusch verstummt war. Unbeweglich blieb sie stehen und spürte nur den Druck des kantigen Holzpfostens an ihrem Rücken.

Es wurde still. Sekundenlang hielt die Ruhe an, bis sie von Schritten unterbrochen wurde.

Sie klangen erst hinter Nabila auf, dann vor ihr. Eine Hand griff in ihr Gesicht, drückte die Haut an den Wangen zusammen. »Öffne die Augen, Nabila! Öffne sie!« Sie schüttelte den Kopf.

Aconagua ließ sich davon nicht beeindrucken. Er zwang sie, die Augen zu öffnen. Das Bild hatte sich verändert.

Nabila schaute auf den Rücken des Fotografen. Seine Füße pendelten eine halbe Armlänge über dem Boden.

»Ihr habt ihn getötet!« brachte sie flüsternd hervor. »Ihr habt ihn getötet, ihr verfluchten Mörder!«

»Ja.« Aconagua nickte. »Wir haben ihn getötet. Und es werden andere folgen, darauf kannst du dich verlassen. Der Galgen rollt, die Nacht der Rache ist da!«

Die Worte waren wie ein Zeichen. Durch das Galgengestell ging ein Ruck, im nächsten Moment begannen sich die Räder zu drehen. Sie rumpelten und quietschten, der Galgen fuhr allein in den Nebel und fand zielsicher seinen Weg.

Er schlug einen nördlichen Kurs ein.

Manhattan sollte die Nacht des Todes erleben. Die Abrechnung zwischen zwei verschiedenen Rassen...

Wir fuhren langsam, um nach Verdächtigem Ausschau halten zu können. New York lebte, New York kochte. Besonders als wir über den unteren Broadway rollten, wo Chinatown rechterhand lag. Dieses Viertel leuchtete bunt wie ein Jahrmarkt. Wahre Menschentrauben verschwanden in den zahlreichen Nebenstraßen, die durch andere Gassen wiederum labyrinthisch verbunden waren. Douglas hatte meinen skeptischen Blick bemerkt. »Eines will ich dir sagen, John. In Chinatown zu arbeiten ist alles, nur kein Vergnügen. Da läufst du gegen eine Wand, wenn du da einen Fall aufklären willst. Drei, vier Familien beherrschen die Szene. Die sind ähnlich organisiert wie die Mafia.«

Der G-man hatte von Italien gesprochen. Nördlich von Chinatown lag Little Italy, auch eine Welt für sich. Quirlig, voller Leben und Temperament.

Menschenmassen waren unterwegs. In dieser so schwülen Nacht hielt es kaum einer hinter den Mauern der Häuser.

Wir trieben im Strom der Fahrzeuge. Auch auf der Gegenfahrbahn herrschte entsprechender Verkehr.

Douglas rief zwischendurch bei seiner Zentrale an und meldete, daß er mit uns auf Patrouille war. Von Erfolgen oder Mißerfolgen erwähnte er nichts.

»Wir müssen es in dieser verdammten Nacht packen«, sagte er, »sonst sehe ich schwärzer als schwarz.«

»Wieso?«

»Über unseren Köpfen schwebt das Schwert des Erfolgs. Gewisse Theoretiker, auch Politiker genannt, sind bereits stocksauer. Es darf keinen fahrenden Galgen in New York geben. Das verstehst du doch — oder?«

»Kaum.«

»Ich auch nicht.«

Wir rollten weiter. Joseph und Suko saßen schweigend hinter uns. Hin und wieder hörten wir den Indianer seufzend atmen. Ich dreht den Kopf. Er saß dort zusammengesunken und knetete seine Finger. »Was hast du?«

Er blickte auf die Uhr. »Mitternacht ist vorbei«, gab er leise zurück. »Ich glaube, daß er schon erschienen ist.«

»Nur ein Gefühl?«

»Ja.«

»Mal sehen. Vielleicht treffen wir ihn am Washington Square.«

»Ich kann mir auch kaum vorstellen«, sagte Suko, »daß er die Fifth Avenue hoch rollt.«

»Aconagua fühlt sich als Rächer«, widersprach Joseph. »Er glaubt, seine absolute Stärke erreicht zu haben. Wir alle werden Lins noch wundern, daß sage ich euch.«

»Woher weißt du das?«

»Es ist das Gefühl, John. Das verdammte Gefühl.«

Ich wollte nicht widersprechen, denn auch ich war ein Mensch, der sich auf seine Gefühle verließ.

Die unmöglichsten Gestalten bevölkerten die Gehsteige. Man konnte es auch anders ausdrücken. Jeder war hier ein Individulist, ließ sich in keine Schublade stecken und war stolz darauf, es auch nach außen hin zu dokumentieren.

Daß Farbige, wie man häufig behauptet, Musik im Blut haben, bekamen wir dokumentiert. Besonders die Schwarzen bewegten sich

geschmeidig und tänzelnd durch den Menschenstrom.

Der Dienstwagen war zwar mit einer Klimaanlage ausgerüstet, nur hatte Abe sie nicht eingeschaltet. Es hätte nicht viel gebracht. Das Fahrzeug hatte zu lange in der Hitze gestanden. Eine Klimaanlage braucht immer ein paar Minuten, bis sie auf Touren kommt.

So strömte New Yorker Nachtluft in den Wagen. Sie brachte die unterschiedlichsten Gerüche mit.

Dann rollten wir durch Greenwich Village. Das beben und Treiben war unbeschreiblich.

In diesem Viertel befand sich auch der Washington Square mit dem Torbogen. Bäume schützten ihn. Eicht flutete fahngleich durch das dichte Laubwerk.

»Sehen wir nach?« fragte ich.

»Wäre besser.«

»Und wo parke ich?«

»Egal.«

Wir kamen dicht an den kleinen Park heran. Auf der Ostseite stellte ich den Wagen ab.

Abe wollte bleiben. Joseph und ich entschlossen uns, allein den Park zu betreten.

Auch hier war die Luft nicht besser, zudem war es furchtbar schwül. Wir sahen den gewaltigen Torbogen, aber keinen rollenden Galgen und auch keinen Nebel, so wie ihn William Penn fotografiert hatte. Das Brausen des Verkehrs umgab den Park wie eine nie abreißende Geräuschkulisse.

Ich schaute Joseph an, der einige Schritte vorgegangen war, jetzt stehenblieb und seinen Kopf wie witternd vorgestreckt hielt. Er spreizte die Arme vom Körper und bewegte beide Hände kreisförmig. Dabei blieben auch seine Finger nicht ruhig. Mir kam es vor, als würde er in der Luft nachtasten, ob das Böse irgendwelche Erbschaften hinterlassen hatte. Ich blieb neben ihm stehen. Vor uns

war der Torbogen angestrahlt. Er wirkte imponierend. »Spürst du was?«

Joseph nickte. »Und?«

»Er war hier«, wisperte er. »Ich bin mir sicher, daß er hier gewesen ist, glaub mir.«

Ich stellte keine weiteren Fragen. Der Mann mit dem Topfhut, aus dem die Feder schaute, hatte für so etwas eine Nase. Er ging noch einige Schritte nach vorn und hob die Schultern. »Nicht einmal Reste sind vorhanden«, flüsterte er. »Keine Nebel mehr, nichts...«

»Dann ist der Galgen wieder unterwegs.«

Joseph drehte sich um. Als er nickte, hielt er den Topfhut fest. »Das befürchte ich auch.«

»Laß uns zurückgehen«, schlug ich vor. »Wenn er sich tatsächlich auf den Weg gemacht hat, werden wir in unserem Wagen schneller sein.«

Joseph schaute mich aus großen Augen an. Ich wurde stutzig. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Im Prinzip nicht. Aber wir müssen davon ausgehen, daß es für den Galgen normalerweise keine Hindernisse gibt. Er wird die Zeiten durchdringen können.«

»Gar nicht schlecht gedacht«, gab ich zu. »Also könnten wir damit rechnen, daß er urplötzlich erscheint.«

»Aus dem Nichts!« fügte er noch hinzu.

Wohl war mir nicht, als ich neben Joseph herging und wir am Dienstwagenb stehenblieben.

»Nichts, wie?« fragte Abe.

»So ist es.« Ich wollte wieder meinen Platz am Lenkrad einnehmen, da saß schon der G-man.

»Mir geht es wieder etwas besser. Ich werde fahren.«

»Wie du willst.«

»Der Polizeifunk hat auch nichts gemeldet. Anscheinend hat noch

niemand den Galgen entdeckt.«

»Vielleicht erscheint er auch gar nicht«, sagte Suko.

Joseph lachte. »Ich wollte, du hättest recht. Doch so ein Glück werden wir kaum haben.«

Wir fuhren weiter in nördliche Richtung, ohne den rollenden Galgen gesehen zu haben.

Noch immer befanden wir uns auf dem Broadway.

Dann passierte es.

Vor uns glühten die Bremsleuchten der Fahrzeuge auf. Kein sanftes Bremsen wie normalerweise üblich. Nein, diesmal traten die Fahrer hart auf die Pedale.

Reifen radierten über den Belag. Irgendwo vor uns krachten Wagen ineinander. Blech verschob sich, Hupen ertönten, und auch Abe Douglas hatte gestoppt.

Uns fuhr niemand auf, aber wir wußten auch, daß dieser Stau keine natürliche Ursache besaß.

»Nichts wie raus!« rief ich und öffnete bereits die Tür. Ich konnte sie nicht ganz aufstoßen, weil dicht neben mir ein weißer Mercedes stand, aus dem ein bunt gekleideter Neger stieß, der sich suchend umschaute und dabei tobte.

Im Wagen saß noch ein Girl. Eingewickelt in ein weißes Kleid, das noch auf den Oberschenkeln endete.

Jeder Fahrer hatte die gleiche Idee gehabt wie wir. Suko, Joseph und ich mußten uns eine Gasse bahnen.

Was auf dem Broadway genau vorgefallen war, konnten wir nicht sehen. Zahlreiche Lichter tanzten über die Karosserien der Fahrzeuge. Die New Yorker machten ihrem Ärger durch lautes Fluchen Luft. Ändern konnten sie damit auch nichts. Joseph blieb zurück, während Suko und ich uns den Weg durch die schmalen Räume zwischen den abgestellten Fahrzeugen bahnten.

Schon sehr bald konnten wir etwas erkennen. Zwar sahen wir den

Galgen noch nicht, dafür jedoch die Nebelinsel mitten auf dem Broadway. Nebel und Galgen, das gehörte zusammen. Uns war klar, wo dieses Mordinstrument stehen mußte.

Um schneller voranzukommen, griff ich zum einfachsten Mittel und hetzte über die Dächer der Autos. Mancher Much begleitete mich. Man schnappte nach meinen Knöcheln, ich war immer schneller und hatte bald den Rand der Nebelinsel erreicht, wo auch einige Fahrzeuge zusammengestoßen waren.

Jetzt sah ich den Galgen!

Alle sahen ihn, aber niemand traute sich, das Podest, auf dem er stand, zu betreten.

Es war ein eindrucksvolles, unheimliches und gleichzeitig grausames Bild. In der Nähe des Galgens waren die Gespräche der Zuschauer verstummt. Es wußte keiner so recht, welchen Kommentar er abgeben sollte. Der Anblick hatte die Menschen stumm werden lassen. In der Ferne wimmerten die Sirenen der Polizeiwagen. Kaum einer würde sich durchkämpfen können.

Ich sprang vom Dach eines Ford direkt neben Suko. Er war schneller gewesen als ich. Wo wir uns aufhielten, standen nur wenig Gaffer. Niemand traute sich näher.

Der Anblick war auch zu schrecklich. Auf dem Podest stand das Gerüst mit den beiden Balken. In der Schlinge hing ein Toter. Es war William Penn, der Fotograf!

Abe Douglas sagte es keuchend. Er hatte uns mittlerweile eingeholt. Sein Gesicht zeigte einen Grauschleier, vermischt mit den dicken Poren der Gänsehaut.

»Er hätte zu Hause bleiben sollen!« keuchte er. »Verdammt noch mal, er hätte sich verkriechen müssen.«

»Da ist das Mädchen!«

Suko stand etwas versetzt und besaß einen besseren Blickwinkel als wir. Der Nebel hüllte den Galgen nicht ein.

Am Gerüst des Galgens stand Nabila. Ihre Haltung ließ den Schluß zu, daß man sie gefesselt hatte. Sie rührte sich nicht. Drei Helfer und ihn sahen wir ebenfalls.

Aconagua hatte sich nicht verändert. Er trug die gleiche Kleidung, nur über sein Gesicht schien jemand mit mehreren Pinselstrichen eine graublaue Metallicfarbe gestrichen zu haben.

Er starrte uns entgegen. Nichts rührte sich, kein Xucken lief über Wangen oder Mundwinkel.

Die drei Helfer, mit Lendenschurzen bekleidet, umstanden ihn im Halbkreis, daraufgefaßt, den Herrn und Meister und sich selbst zu schützen, wenn es darauf ankam.

Mein Hals war trocken geworden. Im Magen lag eine drückende Angst. Nicht um mich oder meine Freunde, nein, mir ging es mehr um das gefesselte Mädchen. Ich wollte verhindern, daß es das gleiche Schicksal erlitt wie der Fotograf.

»Ich hole mir Aconagua!«

»Das machen wir zusammen, John!«

»Nein, wartet, bis Verstärkung eingetroffen ist!« Abe Douglas warnte uns.

Wir schlugen seine Worte in den Wind. Mit einem Schritt hatten wir die Plattform betreten.

Niemand rührte sich.

Ich zog meine Waffe. Das Kreuz hatte ich griffbereit in der Tasche. Neben mir stand Suko. Mit der Peitsche schlug er einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen fuhren aus der Öffnung, klatschten gegen das Holz.

Ich wollte angreifen, nickte Suko bereits zu, als wir beide einen Ruck spürten.

Galgen und Gestell vibrierten. Wir hörten das Ächzen und Quietschen der Holzräder.

Dann fuhren wir an und erlebten, daß der rollende Galgen seinem

Namen alle Ehre machte...

Ich vergaß mein Vorhaben des Angriffs und erlebte gemeinsam mit Suko eine geisterhafte Reise.

Beide hatten wir bereits Dimensionsreisen hinter uns, waren durch Magie in anderen Welten gelandet, doch so etwas wie hier war uns noch nie vorgekommen.

Auf dem Galgenpodest stehend, rollten wir den Broadway hoch in Richtung Norden. Der Galgen zitterte, er schaukelte, er gab knarrende Geräusche von sich, aber er wurde durch kein Hindernis aufgehalten. Wir hatten, so irre es auch klingen mag, trotz des starken Verkehrs freie Fahrt.

Die anderen Fahrzeuge glitten an uns vorbei. Zwei Welten hatten sich getroffen, wobei die eine von der anderen keine Notiz nahm. Für Aconagua war unsere Welt in diesem Augenblick nicht vorhanden. Nicht allein die Fahrzeuge fielen mir auf oder die lichtsprühenden Reklamen, es waren vielmehr die staunenden Gesichter der Autofahrer. Manche bremsen hart, andere, die nicht achtgaben, fuhren auf. Das Chaos blühte.

Längst war die Polizei eingetroffen. Die Cops hatten sich einen Weg gebahnt. Sie kamen mir mit ihren Waffen, an die sie sich zu klammern schienen, irgendwie lächerlich vor.

Sie standen da und staunten den Galgen an, der, eingehüllt in eine Nebelwolke, davonglitt wie ein leichtes Schiff über einen See. Wir vernahmen auch keine Stimmen, der Galgen war eine Welt für sich. Es traute sich niemand, nach ihm zu fassen, geschweige denn, ihn zu betreten.

Sie ließen ihn rollen...

Über das Ziel wußten wir nicht Bescheid, aber Aconagua wollte nicht länger in nördliche Richtung fahren, er wendete mitten auf dem Broadway.

»Okay, John, das reicht«, sagte Suko, wobei ich mich noch über seine Stimme wunderte, denn sie klang so, als wäre sie durch dicke Watte gedämpft worden.

»Sollen wir...?« Ich redete nicht mehr weiter, denn ich hörte mich seltsam an.

Da stimmte etwas nicht...

Aconagua wußte dies. Er verzog das Gesicht. Aus dem Mund wurde eine grinsende, breite Kerbe.

Suko schüttelte kaum sichtbar den Kopf. Ich kannte ihn und wußte das Zeichen zu deuten. »Im Kellerhaben ihnen die Riemen nichts anhaben können«, flüsterte er, »jetzt aber sind sie verändert.«

»Versuche es!«

Suko schlug zu. Er tat es wie immer, holte aus, gab der Peitsche beim Schlag eine gewisse Drehung, so daß die Riemen, wenn sie auf ein Ziel zufielen, auseinanderfächerten.

Eine völlig normale Sache, überhaupt nichts Ungewöhnliches, doch wir erlebten die große Enttäuschung. Suko spürte sie noch stärker als ich. Die drei Riemen der Dämonenpeitsche fielen zwar nach vorn, sie trafen jedoch niemanden. Für uns sah es so aus, als hätten sie etwas Unsichtbares getroffen. - Irgendwo waren Kräfte vorhanden, die mich zurückhielten.

Keine Hände, nein, das waren Strömungen, die zäh und träge durch das Unsichtbare flössen.

Ich ging einen kleinen Schritt zurück. Mein Blick fiel dabei in den Nebel, der den Galgen umgab. Er war nicht mehr so stark, ich konnte ihn durchschauen und sah das Bild des New Yorker Straßenverkehrs wie hinter einer Scheibe.

Da stimmte alles. Da fuhren Wagen, blitzten Lichter, da standen auch Fahrzeuge, und die Gesichter der Menschen waren erstaunt, verzerrt, als sie auf den Galgen schauten.

Es gab ihn, es gab uns, es gab die Umgebung, nur gab es keine

Erklärung für alles.

»Es hat keinen Sinn«, sagte Suko. »Wir müssen abwarten, ob...«

Aconagua meldete sich nicht zu Wort. Das erledigte Nabila, seine Gefangene. Sie strengte sich an, dennoch hörte sich die Stimme schwach an, weil sie durch einen Strick am Hals behindert wurde.

»Ihr werdet es nicht schaffen können. Ihr schwebt zwischen den Zeiten, versteht ihr das? Hier ist das Jenseits mit dem Diesseits gekoppelt. Die Gesetze der Physik werden manchmal aufgehoben. Ich weiß das. Ihr müßt weg vom Galgen, weg...«

Das wollten wir nicht ohne Nabila. Als ich ihr das sagte, da lachte und weinte sie gleichzeitig. »Nein, nehmt auf mich keine Rücksicht. Springt ab, bitte. Sofort...«

Ihre Stimme hatte sich drängend angehört. Eine Warnung, die wir verstanden.

Und sie war gerade noch zur rechten Zeit abgegeben worden. Aconagua und seine drei Schergen taten uns nichts. Sie starrten uns nur an, aber der Galgen veränderte seine Richtung.

Er kippte zwar nicht, aber wir spürten, daß etwas nicht stimmte, denn wir gewannen an Höhe. Das war gefährlich.

»Los, Suko!« Ich riß meinen Partner noch mit bis an den Rand. Wir sprangen kurzerhand hinein in den Nebel und hatten das Gefühl wegzufiegen. Ich ärgerte mich darüber, daß ich nicht versucht hatte, mein Kreuz einzusetzen, nun war es zu spät.

Das Gefühl des Fliegens verschwand. Kein Schweben mehr, dafür ein freier Fall.

Bremsen, dann ein schrilles Hupen. Licht explodierte vor unseren Augen. Es waren die Scheinwerfer einiger auf dem Broadway fahrender Wagen. Ich war nicht zwischen die Fahrzeuge gefallen, landete noch auf einer Motorhaube und sah hinter der Scheibe das erschreckte Gesicht des Fahrers. Es sah für mich aus wie gemalt. Der Mann rührte sich nicht. Wahrscheinlich war sein Fuß auf der

Bremse festgeschmolzen. Die Beifahrerin neben ihm hatte den Arm erhoben und winkte. Dabei lächelte sie breit, doch bei ihr war es mehr ein Grinsen. Ich grinste und winkte zurück. Dann rollte ich mich von der Haube, die natürlich eine Beule bekommen hatte.

In einer Lücke zwischen zwei parkenden Fahrzeugen fand ich Platz, nicht weit von Suko entfernt.

Auf dem Broadway zwischen Washington Square und Empire State Building lief nichts mehr. Da standen die Fahrzeuge, manche ineinander verkeilt und quer, andere wiederum auf den Gehsteigen, und die Polizei kam auch nicht durch.

Wer den Wagen verlassen hatte, schaute in die Höhe; denn der rollende Galgen schwebte davon.

Es war ein kaum faßbares Bild. Eingehüllt in eine Wolke aus magischem Nebel glitt er dem Nachthimmel entgegen und geriet damit außer unsere Reichweite.

»Sie kommen mit Hubschraubern!« hörte ich Abe Douglas sagen. Er hatte es auch geschafft, ebenso wie Joseph.

Der alte Indianer stand da wie ein Fels in der Brandung. Er hatte seine Finger an den Rand des Topfhuts gelegt und nickte dabei bedächtig. Seine Züge waren zwar starr, sie sprachen trotzdem Bände. Der Galgen war uns entwischt. Wie es so aussah, würden wir ihn auch nie mehr einholen können.

Da die Polizei auf normalem Wege nicht durchkam, setzten sie Hubschrauber ein. Nur konnten die wiederum auf der verstopften Straße nicht landen. Manche von ihnen setzten auf den Dächern der Hochhäuser auf.

Bis die Cops den Weg über die Lifts nach unten gefunden hatten, war alles vorbei. Ich hatte den schwebenden Galgen verfolgt und sah auch, daß er sich auflöste. Hinter der grauen Wand waren seine Konturen nicht mehr zu erkennen.

Mein Blick galt Suko. Der hob die Schultern. »Tut mir leid, John,

aber es gab keine...«

Schreie ließen ihn verstummen. Irgendwo vor uns mußte etwas passiert sein. Die Gaffer suchten Lücken und zogen sich zurück. Nach einigen Sekunden liefen sie wieder dorthin, wo etwas passiert war. Über ihnen schwebte ein Hubschrauber. Die Rotorblätter erzeugten Wind, der Haare und Kleidungsstücke flattern ließ. Sehr bald erfuhren wir, was dort geschehen war. Aconagua hatte sich nicht mehr mit dem toten William Penn belasten wollen und ihn kurzerhand über den Rand des Galgens geworfen. Der Körper war auf dem Dach eines Autos aufgeschlagen, dann auf der Straße. Abe Douglas bat uns, zu warten. Er wollte zu seinen uniformierten Kollegen, um einiges klarzustellen.

Suko, Joseph und ich standen auf dem Broadway, eingehüllt in das stumme Chaos. Wir hatten an unserer Niederlage schwer zu knacken. Weder der Inspektor noch ich wußten, wie es weitergehen sollte.

»Er ist entwischt«, sprach ich Joseph an.

»Er wird auch nicht wiederkommen, nicht in dieser Nacht.«

»Wann denn? Morgen?«

Er hob die Schultern. »Wer weiß, John Sinclair? Morgen oder übermorgen? Das ist alles nicht genau zu sagen. Jedenfalls haben wir wieder eine Schlacht verloren.«

Da hatte er recht. »Nur«, sagte Suko, »was ist mit Aconagua und seinen Freunden? Wenn mich nicht alles täuscht, sind sie am Tage normal und gehen ihrer Arbeit nach.«

»Das stimmt.«

»Dann müßten wir sie doch packen können.« Joseph lächelte.
»Wenn das mal so einfach wäre. Was können Sie ihnen beweisen?«

»Einen Mord!«

»Und eine Entführung!« fügte Suko hinzu.

»Das letzte vielleicht. Das werden sie auch wissen, deshalb glaube ich, daß sie nicht zurückkehren. Wohl aber in der Nacht, denn sie

müssen den Wegen der Rache folgen.«

»Wo halten sie sich dann verborgen?«

Joseph hob die Schultern. »Es gibt nicht nur die eine Welt. Sie stehen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Sie gehören jetzt zu denen, für die es keine Dimensionsgrenzen mehr gibt. Das hat sich alles verschoben, versteht ihr?«

Ja, wir verstanden ihn. Es war nicht das erste Mal, daß man uns mit Dingen konfrontierte, die den Rahmen der üblichen Physik sprengten. Magie und Physik vertrugen sich nicht. Vielleicht gab es irgendwo Berührungspunkte, aber die waren sehr theoretisch. Auf dem Broadway herrschte noch immer das große Chaos. Auch wenn die New Yorker Polizisten jetzt dabei waren, wenigstens eine schmale Spur auf einer der beiden Fahrbahnen freizuräumen. Das kostete Mühe und Zeit, doch die Polizisten besaßen genug Routine, um dies auch durchführen zu können.

Abe kam. Er zuckte mehrmals mit den Schultern. »Wir können nichts mehr machen, Freunde. Die Nacht ist gelaufen.« Er wischte über sein Gesicht. »Ich war bei William Penn. Die Bastarde haben ihn tatsächlich aus der Schlinge gezogen und vom Galgen geworfen.« Er fluchte. »Es wird Zeit, daß wir den Terror brechen.«

»Heute nicht mehr«, sagte ich.

»Das Gefühl habe ich auch.« Er klemmte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. »Es tut mir leid, aber ich muß euch allein lassen, weil mich die Kollegen brauchen. Habt ihr noch etwas vor?«

»Im Augenblick nicht.«

»Gut, John. Sollten wir uns nicht mehr sehen, rufe ich morgen im Hotel an.« Er schaute noch einmal zum dunklen Nachthimmel. »Weg«, flüsterte er, »man sollte es kaum für möglich halten. Das ist vielleicht ein Ding.«

Suko schlug vor, Joseph nach Hause zu bringen. »Oder willst du auch außerhalb übernachten?«

»Nein«, erwiderte er erstaunt. »Weshalb sollte ich?«

»Du bist bei deinen Brüdern und Schwestern nicht gerade gut angesehen, wenn ich das mal so locker sagen darf.«

»Damit muß ich zurechtkommen. Ich glaube auch daran, daß sie wieder normal werden, wenn der Fluch einmal gebrochen ist.«

Da wollte ich zwar nicht widersprechen, es bereitete mir trotz allem Sorge, den alten Indianer allein zu lassen. Außerdem mußte ich immerer an Aconagua denken.

»Was hast du?« Suko wunderte sich über meine Nachdenklichkeit.

»Kommt mit.« Wir mußten zur Seite und auf den Gehsteig, weil sich die Wagenschlange allmählich in Bewegung setzte. Für mich war Joseph ein Fixpunkt, eine zentrale Stelle. Ich hatte mich längst entschlossen, nicht im Hotel zu übernachten, wie es abgesprochen war.

»Joseph«, sagte ich, »du bist derjenige, der uns noch helfen kann. Du kennst die alten Rituale, die magischen Zaubersprüche. Ist es möglich, daß du Aconagua in den Griff bekommst? Kannst du ihn beschwören und damit zwingen, zurückzukehren?«

»Wann?«

»Wenn es geht, noch in den nächsten Stunden.«

Er wischte sich mit beiden Händen über seine schmalen Wangen. »Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Aber es gibt eine Möglichkeit.«

Der alte Indianer nickte sehr langsam. »Ja, uralte Zaubersprüche. Totengedichte. Wenn man sie spricht, hat man die Möglichkeit, Kontakt mit dem Jenseits zu bekommen.«

»Das ist doch schon etwas.«

»Ich weiß nur nicht, ob es gelingt.«

Suko klopfte ihm auf die Schulter. »Du mußt es jedenfalls versuchen. Wir werden auch nicht im Hotel übernachten, sondern bei dir den Rest der Nacht verbringen.«

Joseph erschrak. »Im Block?«

»Wo sonst?«

»Das ist gefährlich. Sehr gefährlich sogar. Ihr werdet nur von Feinden umgeben sein.«

Ich winkte ab. »Das sind wir eigentlich gewohnt, wenn man es so nimmt. Keine Sorge, wir packen es.«

»Daß ihr euch nur nicht irrt!«

»Komm, laß uns fahren.«

»Womit?«

Zwei Querstraßen weiter löste sich das Problem von selbst, als wir eines der gelben Taxis anhielten, die durch New York fuhren. Der Fahrer hatte natürlich vom Chaos auf dem Broadway gehört und fragte uns, ob wir wüßten, was sich dort abspielte.

»Nein«, sagte ich. »Keine Ahnung.«

Der Block lag im Dunklen! Nicht, daß keine Straßenlaternen gebrannt hätten, mir ging es allein um den Klotz nahe der Brücke, in dem die Indianer wohnten. Auch dem Fahrer war die Tatsache aufgefallen, daß hinter den Fensten kein Ficht brannte.

»Hatten die Stromausfall?« fragte er, als ich ihm das Geld für die Fahrt gab.

»Das werden wir gleich feststellen.«

»Wollen Sie da hinein?«

»Was dagegen?«

Er lachte meckernd. »Nein, überhaupt nicht. Passen Sie nur auf, daß man Sie nicht mit den Füßen zuerst wieder rausbringt. Nur ein guter Ratschlag. Ich kenne mich aus, Sie sind kein New Yorker, aber ich lebe hier schon verdammt lange.«

»Danke für die Warnung.«

Suko und Joseph warteten vor der Tür, die diesmal verschlossen war.

»Hast du eine Erklärung?« fragte ich den alten Indianer. Der hob die Schultern. »Nicht direkt. Ich weiß, daß so etwas in den letzten Tagen nicht vorgekommen ist. Diese Nacht muß einfach eine besondere sein.«

»Und sie ist noch nicht zu Ende.«

»Das stimmt auch, John.«

»Was könnten wir denn erwarten?«

Joseph hob die Schultern. »Ihr dürft mich das nicht fragen. Ich weiß es nicht. Menschen wie Aconagua sind eben unberechenbar. Sie lassen sich von den Geistern der Toten leiten, und ich weiß, daß in seinem Körper der Geist des aufgehängten Häuptlings steckt. Seine Seele findet einfach keine Ruhe. Diese Schmach kann ein Indianer nicht verkraften. Er muß seine Ehre wiederherstellen.«

»Durch Blut — oder?«

»So ist es.«

»Nur ist es das Blut Unschuldiger. Das stört mich, Joseph.«

»Mich auch.«

»Bist du noch immer bereit, uns zu helfen?«

»Ich habe es versprochen, und ein Mensch meines Stammes hält sein Wort!« erwiderte er fast trotzig. »Sorry.«

Joseph lächelte. »Schon gut. Ich weiß ja, wie es in euch Weißen aussieht. Ihr seid eben so.«

Wir nahmen ihm seine Worte nicht übel, weil er ja recht hatte. Die Eingangstür war nicht nur verschlossen, sondern auch abgeschlossen worden. Während Joseph nach seinem Schlüssel tastete, schauten Suko und ich noch einmal an der Fassade hoch.

Sie lag tatsächlich im Dunkeln, wo der Schein der Straßenlaternen nicht hineinreichte. Noch finsterer wirkten die viereckigen Ausschnitte der Fenster. Wenn mich nicht alles täuschte, waren die, die ich sehen konnte, samt und sonders geschlossen. Und das bei der Hitze. Konnte es sein, daß sich die Bewohner vor irgend etwas

fürchteten? Ich sprach Joseph darauf an.

»Das kann schon sein«, sagte er. »Vielleicht sind ihnen die Dinge über den Kopf gewachsen.«

Da die Tür klemmte, half Suko mit, sie aufzudrücken. Obwohl wir Teile des Hauses bereits kannten, überkam mich das Gefühl, eine andere Welt zu betreten.

In den Fluren ballte sich die Dunkelheit. Die Luft war kaum noch zu atmen. Um sie zu beschreiben, reichte das Wort dumpf nicht mehr aus. Nicht ein Luftzug wehte durch die aufgeheizten Flure - und, was ich als noch schlimmer empfand, es war auch nichts zu hören. Hier konnte tatsächlich von einer Totenstille gesprochen werden. Kein Geräusch, nicht einmal das Weinen eines Kindes oder die Stimmen aus einem Fernseher waren zu hören. Dieses Haus hatte man getötet, es lebte nicht mehr.

Ich konnte mir sehr leicht vorstellen, daß es den Menschen ähnlich ergangen war.

Auch wir senkten unsere Stimmen, als wir uns unterhielten. Die Worte wurden flüsternd gesprochen.

»So etwas habe ich noch nie erlebt«, sagte Joseph.

»Hast du eine Erklärung?«

»Nein, Suko, keine genaue. Ich kann nur etwas annehmen. Ich rechne deshalb damit, daß diese Nacht anders werden wird als die Nächte zuvor. Ich glaube daran, daß wir uns auf die Rückkehr der Rächer gefaßt machen können.«

»Wolltest du sie nicht beschwören?« fragte ich.

»Das muß ich zusätzlich versuchen.«

»Am besten, wir gehen in deine Wohnung. Oder willst du die Beschwörung im Keller vornehmen?«

»Nein, wir schauen uns erst die Wohnung an.«

Niemand hielt uns auf. Im Flur standen zwei Motorräder friedlich aufgebockt. Dieses Haus war von der Stille regelrecht eingepackt

worden.

Sie schlug mir aufs Gemüt. Ich spürte das kalte Gefühl, das sich im Nacken festgesetzt hatte. Die Wände erkannte ich als hellere Schatten. Wir sahen ebenfalls keinen Grund, Licht zu machen. So gingen wir durch den Flur und lauschten nur dem Klang unserer eigenen Schritte nach. Wir passierten die Wohnungstüren. Keine von ihnen stand offen. Mir kamen sie wie vernagelt vor.

Ich dachte wieder an meine schlimmen Befürchtungen und wollte eine Bestätigung haben, egal, ob positiv oder negativ. Deshalb machte ich den Versuch und ging auch das Risiko ein, die an der linken Seite liegende Tür zu öffnen.

»Was willst du erfahren?« fragte Suko, als meine Hand bereits auf der klebrigen Klinke lag.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Ich gehe mit.«

Joseph gab keinen Kommentar ab. Er blieb zurück, während wir unsere Taschenlampen hervorholten. Die Klinke ließ sich leicht bewegen, und ich war froh, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Dunst und Gerüche strömten uns entgegen. Das war nichts für unsere Nasen, aber es roch nicht nach Tod oder Verwesung. Die Lichtspeere fanden ihren Weg. Sie strahlten durch die tintige Dunkelheit, bewegten sich tastend durch den Raum, glitten über Möbel hinweg und erreichten eine alte Couch.

Da lag der erste!

Es war ein Mann. Er hatte die Rückenlage eingenommen. Ein Arm war über die Kante der Couch gerutscht. Die Finger der Hand berührten den Boden. Sein Gesicht wirkte im Schein der Lampe noch blasser. Der Mund stand halboffen, und der Mann sah aus wie tot. Suko hatte auch zwei Frauen entdeckt. Eine ältere und eine jüngere. Ich lief auf den Mann zu.

War er tatsächlich tot?

Nein, er lebte. Er und der Rest seiner Familie waren nur in einen Tiefschlaf gefallen, den ich schon mit einem magischen vergleichen konnte.

»Okay, John, sie leben noch«, sagte auch Suko.

»Zum Glück.«

Er hob die Schultern. »Gib mir eine Erklärung.«

»Kann ich nicht.«

»Es ist möglich, daß Aconagua freie Bahn haben will«, meldete sich Joseph von der Tür her. Er war uns gefolgt. »Freie Bahn heißt, daß er möglicherweise zurückkehren wird.«

»Vielleicht ist er schon da!« sagte ich.

»Das kann auch sein.«

Wir verließen die Wohnung. Die des alten Indianers lag nur ein paar Schritte entfernt. Seine Tür war sonst abgeschlossen, an diesem Tage merkwürdigerweise nicht.

»Bleib du mal zurück!« sagte ich und schob ihn nach hinten. Suko und ich betraten die Wohnung.

Diesmal machten wir Licht. Das heißt, wir versuchten es. Zwar hörten wir das Klacken des Schalters, nur erhellte sich keine Lampe im Raum. Er blieb dunkel.

»Kein Strom mehr«, meldete ich. »Wahrscheinlich sogar im gesamten Haus. Das läßt tief blicken.«

Wir nahmen die Lampen und brauchten nicht erst groß zu suchen, um erkennen zu können, was da geschehen war. Jemand hatte die Wohnung des alten Indianers durchsucht und sie dabei auf den Kopf gestellt. Es herrschte ein heilloses Durcheinander. Wer das getan hatte, mußte an einer Zerstörungswut leiden. Ich drehte mich zu Joseph um.

»Hast du eine Erklärung?«

»Noch nicht.«

»Was könnten sie denn gesucht haben?« fragte Suko.

Joseph betrat achselzuckend sein Zimmer und ging tiefer hinein. Dabei mußte er über umherliegende Gegenstände steigen. Selbst die Waffen und alten Bilder hatten die Unbekannten von den Wänden gerissen.

»Ich gehe davon aus«, sagte der alte Indianer, »daß wir die Schuld nicht unbedingt bei Aconagua suchen müssen. Wahrscheinlich haben meine lieben Hausbewohner diese Art von Ordnung geschaffen.«

»Was hätten sie davon gehabt?«

Joseph hob die Schultern. »Die Frage ist gut, John. Ich kann sie sogar beantworten. Wer als Indianer heute in einer modernen Stadt wie New York wohnt, darf alles vergessen, nur nicht die überlieferten Rituale. Es gibt Zeiten, wo man sie braucht.«

»Wie hier?«

»So ist es. Durch die Zerstörung meines kleinen Lebensraumes will man mir klarmachen, daß ich hier nicht mehr hergehöre und auch nicht geduldet werde. Das ist es.« Er ging durch den Raum, schüttelte den Kopf und machte den Eindruck eines Mannes, der alles nicht begreifen kann.

Neben dem Fenster blieb er stehen. Er schaute hinaus. »Die Straße ist so ruhig.«

»Hat das etwas zu bedeuten?«

»Ich weiß es nicht, aber diese Nacht ist einfach anders.« Er drehte sich wiederum und wischte über die Stirn. »Soll ich noch versuchen, sie zu beschwören?«

»Das wäre gut.«

Er nickte uns zu. »Es ist nicht so einfach, weil ich dazu gewisse Dinge benötige.« Fast hilflos schaute er sich um. »Sie haben vieles zerstört. Ich muß die Dinge erst suchen.«

»Was ist es denn? Wir können helfen.«

»Ja, Suko, das wäre nett.«

Er sprach von einem Buch, einer Salbe und auch von Pulver. Wir

hatten Glück, daß wir die Dinge trotz der wilden Unordnung sehr rasch fanden. Gemeinsam räumten wir zwar nicht im Zimmer auf, schufen jedoch in der Mitte des Raumes einen genügend großen Platz, an dem wir uns niederlassen konnten.

Ich schloß die Tür. Joseph hatte sich bereits im Schneidersitz auf den Boden gehockt. Der Deckel der Salbenschale war zerbrochen. Die Salbe selbst klebte noch im Unterteil. Sie war so fest wie Stauferfett. Joseph holte etwas von dem dunklen Zeug hervor, das er kreisförmig auf dem Boden verteilte. Im Mittelpunkt des Kreises hockte er. »Er ist der Ring, der alles schließt. Anfang und Ende sind in ihm vereint. Auch das Jenseits und das Diesseits. Nennt mir eine Religion, die den Kreis ablehnt.«

Wir wußten keine.

Er schmierte noch einmal eine Schicht auf die erste und gab weitere Erklärungen ab. »Diese ist sehr kostbar. Als Grundsubstanz ist das Fett eines alten Büffels genommen worden. Hinzu kamen Kräuter und Blut eines Gerechten.«

»Wer ist denn gerecht gewesen?«

»Es war ein Mediziner, ein Schamane, der sich nicht scheute, sein Blut für die Salbe zu geben. Ich habe sie nur unter großen Mühen bekommen. In ihr ist einiges konzentriert. Es steckt die Weisheit von Jahrhunderten darin, sie kann ihren Zauber loswerden, wenn sie mit dem Pulver zusammengebracht wird und es mir auch gelingt, die Worte zu lesen. Ich werde versuchen, den Weg zwischen den beiden Welten herzustellen. Ob es klappt, weiß ich nicht; denn dieser Zauber gehört nicht zu den einfachen. Er ist sehr schwierig.«

Wir schauten Joseph weiter zu, wie er die Schale außerhalb des Kreises abstellte und ein anderes Gefäß herbeiholte. Es war höher, glich einem kleinen Topf und bestand aus Metall. Auf ihm saß der Deckel ziemlich festgeklemmt. Joseph mußte zweimal ziehen, um ihn überhaupt in die Höhe zu bekommen.

Endlich klappte es.

Er ließ sich Zeit, ging vorsichtig zu Werke und verteilte ein dunkles Pulver auf den Fettkreis. Wir leuchteten ihm. Das dunkelrote Pulver stäubte.

Nicht alles leerte er aus. Ungefähr die Hälfte blieb noch im Gefäß zurück.

»Es reicht«, sagte er und nahm eine Kerze. Er zündete sie an, ließ das flüssige Wachs zu Boden tropfen und stellte die Kerze dort hinein. Das Wachs trocknete rasch, auch die Kerze blieb stehen. Joseph war zufrieden. Er zündete den Docht an.

Die Flamme bekam eine ovale Form und ließ ihren Widerschein über das alte Gesicht des Mannes zittern. Es bekam einen anderen Ausdruck. Die Falten in der Haut wurden die breiteren Schatten, die sich auf dem gesamten Gesicht verteilten und es wie eine Maske aussehen ließen.

Nur der rechte Arm bewegte sich, als Joseph zur Seite griff und das kleine Buch holte. Es war sehr alt. Sein Einband bestand aus Elchleder, wie er uns erklärt hatte. Er schlug das Buch auf und legte es so auf seine Oberschenkel. Noch einmal drehte er den Kopf, um uns anzuschauen.

»Bitte«, sagte er, »ihr müßt mir helfen. Zündet das Pulver an und hofft mit mir zusammen, daß wir den Weg finden werden.«

Ich holte mein Feuerzeug hervor, bückte mich, drehte mit dem Daumen über das Rad, die Flamme zuckte auf. Als ich die Hand kippte und das Feuer mit dem Pulver in Berührung kam, puffte es plötzlich auf. Ich zuckte zurück, rechnete mit einem Flammenring, sah aber nur das Glühen, das den gesamten Pulverkreis erfaßte.

Es war ein ungewöhnliches Bild. Jedes einzelne Teilchen schien der Reihe nach und in gewissen, gleichbleibenden Abständen zu glühen. Nichts verbrannte, das Pulver blieb als rötlicher Ring. Es war faszinierend; denn die Helligkeit vermischte sich mit dem

Schein der Kerze.

Joseph nickte. Er war zufrieden. Dann senkte er den Kopf und hob das kleine Buch gleichzeitig an. Noch einmal atmete Joseph tief durch, bevor er redete.

Es waren Worte, Silben und Laute, die wir beide nicht verstanden. Bei dieser Sprache mußte es sich um einen indianischen, sehr alten Dialekt handeln.

Suko und ich waren etwas zurückgetreten. Wir hielten uns im Schatten der Wand auf, konnten allerdings sehr gut erkennen, was in der Mitte des Zimmers ablief.

Noch tat sich nichts. Nur Joseph redete. Bleiern, monoton klangen seine Worte. Er bewegte sich dabei nicht. Die besonderen Formeln glitten auch in unterschiedlicher Lautstärke über seine Lippen, und sie zeigten einen ersten Erfolg.

Bisher hatte der Kreis nur ge glüht. Er glühte auch noch weiter, nur sonderte er plötzlich Rauch ab.

Zunächst zitterten dünne Fäden über dem Kreis. Sie kamen mir etwas verloren vor, als gehörten sie nicht dorthin. Nur gab es keinen Wind, der sie hätte auseinanderfächern können. Der Rauch bekam immer mehr Nachschub und wurde dichter. Er stieg hoch und bildete einen Zylinder aus Rauch, hinter dem die Gestalt des alten Indianers verschwamm. Wir sahen ihn nur mehr schattenhaft und hörten seine murmelnde Stimme, die immer weitere Formeln sprach.

Suko und ich hielten den Atem an. Spannung hatte uns erfaßt. Joseph wollte einen Weg zwischen zwei Welten schaffen. Das alte Totenbuch seiner Ahnen konnte ihm dabei eine Hilfe sein. Es stellte sich nur die Frage, ob er nicht auch die Dimensionen des Bösen öffnete. Der Rauch blieb.

Bis zur Decke war er gestiegen. Für uns saß Joseph wie auf einer Insel. Wenn ihm jetzt etwas passierte, konnten wir nicht einmal angreifen. Hatte er schon Kontakt?

Ich sah einen Bewegung in der Rauchwand. Dort zeichnete sich etwas Dreidimensionales ab.

Ein Frauengesicht! Wir kannten es gut, hatten die Person auch als Lebende deutlich vor Augen. Erschien uns Nabila jetzt als Tote oder als Geist?

Ich wollte es kaum glauben, auch Suko faßte es nicht. Das Gesicht drehte sich.

Er schaute uns aus dem Kreis heraus an.

Da sahen wir die schreckliche Wunde am Hals. Wie eine Tasche klappte sie auf. Blut strömte hervor, die feinen Züge des Gesichts verzerrten sich vor Schmerz und Grauen. Der stumme Schrei stand wie festgemeißelt auf ihren Lippen, und selbst aus den Augen quoll Blut. Das Gesicht zerfiel. Rauch drang hinein und löste es auf. Wir hatten nicht mehr auf die Stimme des Indianers geachtet. Jetzt hörten wir sie wieder.

Sie war zu einem Flüstern geworden. Das Sprechen und Reden mußte ihm einfach Schwierigkeiten bereiten.

Der Rauch blieb, nur zeigte er kein Bild mehr, obwohl wir damit rechneten, Aconagua zu sehen.

Dafür geschah etwas anderes. In die Gestalt des Indianers kam Bewegung. Sie schwand so lange von einer Seite zur anderen, bis sie das Übergewicht bekam und nach links kippte.

Direkt auf uns zu, was nicht das Schlimmste war, denn sie fiel auch auf das glühende Pulver. Mit dem Knie schlug er noch die Kerze um, die liegend weiterbrannte und deren Flamme neue Nahrung suchte. Wir handelten schnell.

Während ich die Flamme zertrat, zog Suko Joseph aus dem Kreis weg. Er zerstörte ihn damit.

Ich verließ ihn ebenfalls. In der kurzen Zeitspanne hatte ich sehr genau etwas von der Magie und Kraft gespürt, die innerhalb des Kreises steckte. Ich war mir vorgekommen wie jemand, der

schwebte und danach trachtete, den Kontakt zum Boden zu bekommen. Den hatte ich Sekunden später.

Es war Suko gelungen, den alten Indianer bis rechts neben der Tür an die Wand zu ziehen. Dort hockte er, hielt das kleine Buch umklammert und atmete schwer.

Der Kreis glühte weiter, doch der Rauch war nicht mehr zu sehen. Ich knipste die Lampe an.

Joseph schaute hoch. Sein Gesicht glänzte naß. Er hatte viel Schweiß und Energie verloren. Wir ließen ihn zur Ruhe kommen, bevor wir die Fragen stellten.

»Hast du sehen können?«

Er schielte zu mir hoch. Ich bückte mich, blieb in der Hocke.

»Gesehen?« wiederholte er, »meine Güte, was heißt schon gesehen...?«

»Nabilas Gesicht.«

»Ja, das ist wahr...«

»Lebt sie?« Ich stellte die Frage mit leicht zitternder Stimme.

»Ich kann es dir nicht sagen, aber das Bild war schrecklich. Es sah so aus, als hätte Aconagua sie töten wollen. Vielleicht hat er sie auch umgebracht. Mir blieb zu wenig Zeit, um tiefer hineinschauen zu können, versteht ihr?«

»Natürlich, Joseph. Hast du sonst noch etwas erfahren können? Haben sich die Zeiten gekreuzt?«

Er bewegte unruhig die Hände und die Schultern. »Es ist alles nicht faßbar«, flüsterte er. »Ich... ich kann dazu nichts sagen. Ich weiß nur, daß sich einiges verändert hat.«

»Und was genau?«

»Sie... sie sind unterwegs. Sie sind dabei, wieder einmal die Dimensionen zu durchstoßen. Ich glaube, sie haben sich einen neuen Stützpunkt ausgesucht.«

»Hier?« fragte Suko.

»Ja. Sie können schon in diesen Block. Der Block ist für sie wichtig, er ist die Quelle ihrer Magie und ihrer Existenz. Sie haben dafür gesorgt, daß es im Dunkeln liegt. Man hat sie damals in dieser Erde begraben. Das war grauenvoll, aber ihre Geister leben noch weiter. Sie irren umher, sie gehören zu denen, die keine Ruhe finden können und dabei das Jenseits aufwühlen.« Er sprach immer schneller und wurde auch fahriger. Manchmal verzog er die Lippen, dann wollte er aufstehen. Suko und ich halfen ihm dabei. Im Rücken spürte er die Wand und starrte zwischen uns hindurch ins Leere.

»Spürst du etwas, Joseph?«

»Ich kann es euch nicht sagen, der Kontakt ist gerissen.« Er klappte das kleine Buch zusammen und steckte es weg. »Ich weiß nur, daß sie sich das Haus ausgesucht haben.«

Der Block war groß. Zwölf Etagen hoch, durchkreuzt von zahlreichen Fluren und Gängen. Da gab es bestimmt genügend Stellen, wo sich unsere Feinde verbergen konnten.

Ich war zu einem Entschluß gekommen. »Wir werden jetzt den Raum verlassen, Joseph. Wenn du willst, kannst du hierbleiben. Es ist vielleicht der sicherste Ort...«

»Nein, nein, nichts ist sicher für mich.« Joseph schüttelte den Kopf. Fast wäre ihm noch der Hut abgefallen. »Ich möchte bei euch bleiben, es muß sein, wir müssen uns etwas einfallen lassen und sie stoppen.«

»Aber was können sie hier wollen?« fragte Suko. »Ihr Platz ist draußen, ist die Straße und somit auch der rollende Galgen.«

»Aber hier ist die Quelle, das dürft ihr nicht vergessen. Hier haben sie die Heimat. Und es ist so weit gekommen, wie ich damals schon befürchtet hatte. Der Geist des Hingerichteten hat es geschafft, den lebenden Aconagua zu übernehmen. Ich denke daran, daß er nie wieder so sein kann und werden wird, wie er einmal gewesen ist. Er hat zu hoch gereizt, die Karten sind ihm über den Kopf gewachsen.«

»Okay«, sagte ich und nickte. »Dann bleibt uns nichts anders übrig, als selbst nachzuschauen.«

Nach diesen Worten öffnete ich sehr vorsichtig die Tür, weil ich auch damit rechnete, daß jemand auf der anderen Seite im Gang lauerte, weil er unsere Stimmen vernommen hatte.

Es ging alles glatt...

Ich schaute nach rechts und links. Soweit ich in der Dunkelheit überhaupt etwas erkennen konnte, warder Gang leer. Es hielt sich auch niemand in der Nähe auf. Kein menschlicher Schatten zeichnete sich an der Wand ab.

Ruhe vor dem Sturm...

Ich winkte den beiden zu.

Zuerst kam Joseph. Auch er verließ sehr vorsichtig und mit schleichenden Schritten den Raum. Der alte Indianer wußte um die Gefahr, in der wir möglicherweise schwebten.

Neben mir blieb er stehen.

Dann kam Suko. Er zog die Tür ins Schloß. Wir lauerten in dem dunklen Gang. Mein Kreuz steckte in der rechten Tasche. Als ich es berührte, durchzuckte mich eine Idee. Das Böse war aus der Erde gekommen. Dort hatte es sich konzentriert. Was war, wenn es mir gelang, diesen Zugang zu schließen?

Suko ahnte, daß etwas in mir vorging. »Was hast du?«

»Ich muß in den Keller.«

»Und dann?«

»Wenn ich die Formel rufe, kann ich den Zugang vielleicht verschließen. Damit haben wir den Fluchtweg versperrt. Oder wie siehst du das?«

»Nicht schlecht.«

»Was meint ihr?« fragte Joseph.

Ich erklärte es ihm in wenigen Worten. Überzeugen konnte ich ihn nicht, das hatte ich auch nicht gewollt. Mir war es wichtig, so rasch

wie möglich in den Keller zu gelangen.

»Allein?« fragte er.

»Wenn man mir den Weg beschreibt.«

»Nein, wir gehen mit!«

»Nicht doch, Suko.« Ich schüttelte den Kopf. »Ihr müßt hier im Flur bleiben und mir Deckung geben. Beschreibe mir den Weg, dann ist alles klar.«

Suko kannte mich und wußte, wann es Zeit war, den Widerstand aufzugeben. Das erklärte er auch dem alten Indianer, der mir Sekunden später genau beschrieben hatte, wo ich langgehen mußte.

»Ich danke dir.«

»Und komm' so schnell wie möglich wieder«, sagte Suko.

»Darauf kannst du dich verlassen, denn eigentlich hasse ich Keller.«

Zum Abschied schlug ich gegen seine Handfläche und machte mich auf den Weg. Ich tauchte ein in den dunklen Gang. Suko und Joseph blieben zurück. Jetzt hörte ich nur mehr meine Schritte und deren Echos. Im Flur roch es nach Moder, Schmutz und scharfen Gewürzen. Es war so finster, daß ich selbst die Wände nur mehr erahnen konnte. Jetzt leistete mir die Taschenlampe gute Dienste.

Ziemlich rasch hatte ich den Kellereingang erreicht. Im Schein der Lampe lag die Steintreppe.

Ausgetretene Stufen, dafür ziemlich breit. Auch hier fuhr der Strahl über schmutzige Wände hinweg, ließ manche Spinnweben silbrig blitzen. Die Treppe hatte ich schnell überwunden. Ich orientierte mich kurz und dachte an Josephs Wegbeschreibung. Nach rechts mußte ich gehen, vorbei an den Kellerverliesen, die zu den einzelnen Wohnungen gehörten. Die meisten Türen bestanden aus primitiven Bretterverschlägen. Lange Holzlatten wurden von quergenagelten gehalten, damit sie so etwas wie eine Tür bilden konnten.

Und eine bestimmte Tür, die eine Mauer teilte, suchte ich ebenfalls.

Der Lampenschein durchschnitt die Finsternis. Ich ließ ihn wandern. Lautlos huschte er über Wände, den Boden und strahlte plötzlich gegen eine alte Mauer.

Mein Ziel?

Erst als ich den Schein nach links wandern ließ, erkannte ich die Für in der Mitte.

Angeblich sollte sie offen sein. Ich hoffte darauf, daß sich Joseph nicht geirrt hatte.

Einladend stand die alte Klinke vor. Ich drückte sie nach unten, zog an der Für und konnte sie tatsächlich öffnen.

Zum erstenmal schaute ich in das Verlies, in dem Suko so verzweifelt gekämpft hatte. Aus seinem Bericht wußte ich, daß der Qualm aus dem Boden in der Mitte des Raumes gedrungen war.

Darauf konzentrierte ich das Licht.

Zunächst war nichts zu sehen, bis mir auffiel, daß die Stelle dort dunkler war als der übrige Boden. Mich überfiel so etwas wie ein Schauer der Ehrfurcht, als ich daran dachte, daß vor sehr langer Zeit hier ein Indianerhäuptling hingerichtet worden war.

Seine Gebeine mußten tief unter mir vermodern.

Der dunkle Fleck war das Zentrum.

Es war ein Risiko, aber auch die große Chance. Wenn ich die Formel rief, konnte ich der anderen Seite ein Schnippchen schlagen; denn das Böse war hier aus der Erde gedrungen.

Übersetzt hieß die Formel: Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hier bleiben!

Also das Böse für immer in der Tiefe.

Ich holte mein Kreuz hervor. Die dünnen Glieder der Kette raschelten gegeneinander, so daß so etwas wie ein leichtes Klirren entstand. Matt schimmernd lag das Kreuz auf meiner offenen Handfläche. Eine Reaktion zeigte es nicht. Demnach wurde es noch nicht unmittelbar durch das Böse berührt.

Ich wollte mich nicht in die tiefe Finsternis stellen und ließ deshalb die Lampe brennen.

Nach einem innerlichen Stoß rief ich die lateinische Formel sehr laut und deutlich.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto...«

»Er bleibt lange weg«, sagte Joseph.

Suko wunderte sich über diesen Kommentar. »Hat deine Rasse nicht ebenso wie meine gelernt, Geduld zu zeigen?«

»Das schon, doch es kommt hier auf Sekunden an. Ich habe sie zwar nicht sehen können, aber ich spürte, daß sie dabei waren, die Grenzen zwischen den Reichen zu überschreiten. Sie werden kommen.«

Der Inspektor hielt sich zurück. Was sollte er auch noch hinzufügen? Sie waren gezwungen, auf Sinclair zu warten oder auf die Dinge, die er durch sein Kreuz in Bewegung setzte. Im Block rührte sich nichts. Die Stille glich einem gewaltigen Tuch, das alles verdeckte. Nicht einmal das Tropfen eines defekten Wasserkrans war zu hören. Kein Knarren von Holz, kein Bewegen einer Tür, die Stille war fast absolut. Suko und Joseph hörten nur ihren eigenen Atem und den Herzschlag. Der Chinese lehnte seitlich an der Wand. Es gab keine Stelle an seinem Körper, die nicht vom Schweiß bedeckt war. Zudem hatte er den Eindruck, daß es mit zunehmender Dauer immer heißer wurde. Nicht ein frischer Luftzug wehte ihnen entgegen.

Minuten vergingen.

Jetzt schaute auch Suko öfter auf die Uhr. Er kannte den Weg schließlich und rechnete sich aus, daß John Sinclair längst das Ziel erreicht haben mußte.

Joseph stand so dicht neben Suko, daß sich die beiden berührten. Deshalb merkte Suko auch etwas von der Veränderung des alten

Mannes. Joseph zuckte urplötzlich und eigentlich grundlos zusammen.

»Was ist?« zischte der Inspektor.

Der Indianer mit dem Topfhut hob beide Arme an und streckte sie vor, als wollte er nach einem in der Luft schwebenden Gegenstand greifen.

»Ich... ich habe es gespürt.«

»Sind sie da?«

»John kann es geschafft haben.«

Suko änderte seine Haltung. Er baute sich breitbeinig auf und hörte auf einmal ein ihm bekanntes Geräusch.

Ein Quietschen und Rollen, dazwischen das leise Poltern. Die Laute entstanden nur dann, wenn der Galgen fuhr.

Er befand sich im Haus. Und nicht nur das, er war auch in der Nähe. Die zahlreichen Flure und Gänge veränderten die Geräusche. Für ein normales menschliches Ohr war es nicht festzustellen, aus welcher Richtung genau die Laute drangen. Suko und Joseph hatten das Gefühl, als würdene sie von überall her an ihre Ohren wehen.

Dann sahen sie das Licht!

Genau dort, wo sich der lange Flur dem Bereich des Eingangs näherte und breiter wurde.

Es war kein direktes Leuchten, eher ein mattes, silbriges Abbild eines furchtbaren, in Nebel gehüllten Gegenstandes.

Dort stand der Galgen.

Leer war die Schlinge, nur Aconagua stand noch auf dem Gerüst. Eine Hand hielt er um die Schlinge gekrallt und bewegte sie leicht hin und her. Hinter ihm stand Nabila, noch immer gefesselt, aber lebend. Eines allerdings stieß Suko bitter auf. Die drei Helfer waren nicht zu sehen.

Der Galgen stand still, als wäre er mit dem Boden des Flurs verwachsen. Nur Aconagua bewegte die Schlinge, und auch das

Mädchen rührte sich nicht. Zu stark saßen die Fesseln.

»Er ist gekommen, aber er ist nicht besiegt!« hauchte Joseph. »Er hat etwas vor, das spüre ich.«

»Und was?«

»Die drei anderen, Suko.«

»Ja, die suche ich auch.« Der Inspektor holte seine Beretta hervor. Wenn Aconagua die Bewegung mitbekommen hatte, so ließ er sich davon nichts anmerken.

Dafür geschah etwas anderes.

Von einer Sekunde auf die andere brandete ein Höllenlärm durch den Flur. Zwei blendende Lichtspeere zuckten auf und fanden mit großer Sicherheit ihr Ziel.

So wurden Suko und Joseph zur gleichen Zeit geblendet und bekamen mit, wie das Donnern zu einem furiosen Sturm anschwell, als wollte es das gesamte Haus erschüttern.

Suko hatte schon längst erkannt, was da auf sie beide zukam. Joseph aber schrie es heraus.

»Das sind die beiden Motorräder. Verdammt, sie sitzen...«

Seine weiteren Worte gingen im Höllenlärm unter, als die Maschinen rechts und links des Galgens vorbei und in den Gang schossen, direkt auf Suko und Joseph zu...

Die Formel war gesprochen, mehr konnte ich nicht tun. Sie war ebenfalls uralt, der Prophet Hesekiel, Erschaffer meines Kreuzes, hatte damals schon weit in die Zukunft hineinschauen können und dementsprechend vorgebaut. Sie war geschaffen als Bollwerk gegen das Böse, und ich hoffte, daß ich auch hier in einem alten New Yorker Keller damit Erfolg hatte.

Ich selbst stellte mich der Magie und veränderte meine Haltung nicht. Inmitten der dunklen Fläche blieb ich stehen und wartete darauf, daß etwas geschah. Plötzlich bekam ich den Eindruck, Mittelpunkt eines Erdbebens zu sein.

Um mich herum spielten sich Szenen ab, die wie auf einer dreidimensionalen Leinwand liefen. — Der Boden riß auf. Auf mich fiel die aufgewühlte Erde in gewaltigen Brocken. Sie traf mich, und sie traf mich doch nicht. Stürzte über mir zusammen, ohne mich zu berühren.

Eine zweite Welle hatte noch tiefer und stärker gewühlt. Qabei war es ihr gelungen, an die Gräber heranzukommen und sie aufzuschaueln. Ich war umgeben von Schädeln und Gebeinen. Die bleichen Knochen umtanzten mich, als wären sie von zahlreichen Händen geschleudert worden. Sie prallten gegen mich, schlugen gegen meinen Kopf, ohne mich schmerzhaft zu treffen. Sie waren da, aber sie befanden sich in einer anderen Dimension. Die Aktivierung meines Kreuzes hatte es möglich gemacht, daß diese unheilige Stätte wieder normal wurde. Und eine dritte Woge rauschte heran.

Diesmal sah ich nur eine Gestalt. Sie kam mir gewaltig und unheimlich vor.

Ein fast nackter, leicht glänzender Körper mit einem sehr breiten Kopf, dessen Augen metallisch leuchteten und fast die gleiche Farbe aufwiesen wie die Haut.

Ich schaute in die Fratze hinein und fragte mich, zu wem sie gehören konnte.

Es gab nur einen Möglichkeit.

Das war der echte, der gehängte Aconagua!

Auch seine Gestalt kippte über mich, ohne mich zu berühren. Sie zerplatzte wie alles zuvor.

Aber es blieb der Galgen.

Er stieg vor mir hoch, ohne daß ich ihn stoppen konnte. Vier Gestalten und das Mädchen bevölkerten sein Podest. Das Grauen war diesmal nicht zu halten.

Dann war er weg.

Einfach so, als hätte ihn ein gewaltiger Gummi einfach ausradiert.

Gleichzeitig hatte auch die Magie diesen Keller verlassen. Das Tor zum Jenseits war geschlossen worden.

Ich stand allein zwischen den Mauern, leuchtete vor meine Fußspitzen und mußte feststellen, daß dieser Teil des Bodens nicht mehr verbrannt aussah. Er zeigte nicht einmal Spuren.

Tief atmete ich durch. Von meiner Stirn tropfte der Schweiß, die Lippen zuckten, ich drehte mich um, wobei die Leuchte die Bewegung mitmachte. Den Strahl schickte ich in Richtung Tür. Den Ausgang traf er nicht, aber eine andere Gestalt. Schwarzhaarig, muskulös, einen Lendenschurz tragend und Mordlust in den Augen. Es war einer von Aconaguas Helfern!

Daß er mir an den Kragen wollte, stand fest. Ich dachte darüber nach, ob es sich bei ihm um einen Zombie handelte oder er nur von einer gewissen Magie besessen war.

Ich ging von der letzten Möglichkeit aus. Mir war auch klar, daß er nicht grundlos erschienen war. Sicherlich sollte er die letzten Hindernisse aus dem Weg räumen. Ich wußte auch, daß ich die alte Magie zwar hatte brechen können, die neue nachfolgende leider nicht. Er kam auf mich zu.

Noch ließ ich ihn kommen, leuchtete ihn dabei nur an und strahlte auch in sein Gesicht.

Obwohl der Lichtschein sich in seinen Augen brach, ließ er sich nicht beirren. Er zwinkerte nicht einmal.

Dann warf er sich vor.

Es war ein irrer Sprung. Die Distanz zu mir war eigentlich viel zu groß, doch mit einer wahren Urgewalt hatte er es geschafft, die Strecke zu überwinden.

Beide Arme schlug er gegen mich. Er hätte mich auch erwischt, nur sprang ich ihm entgegen und mit mir mein Kreuz. Er packte es. Wir prallten zusammen. Ich fiel nach hinten. Ich stolperte rücklings gegen

die Wand, das Licht tanzte wie verrückt, durch die Bewegung meiner Linken, und ich hörte ihn furchtbar heulen. Es war ein Schrei, der Entsetzen und Schmerz ausdrückte. Er ließ mich los, wankte zurück und fiel auf die Knie.

Wie anklagend hob er den rechten Arm und öffnete auch die Faust, wo ihn das Kreuz berührt hatte.

Dort war die Haut aufgerissen worden. Eine tiefe, blutende Wunde hatte es hinterlassen.

Dann sprach er, und er redete völlig normal. »Was hast du getan, du Hundesohn? Meine Hand...«

»Sei ruhig, Mann, sei ganz ruhig. Und bete meinetwegen zu Manitou, daß es für dich gelaufen ist.« Ich kümmerte mich nicht mehr um ihn und verließ den Keller.

Noch waren zwei übrig — und natürlich Aconagua!

Jetzt mußte ich einfach davon ausgehen, daß auch er sich hier im Haus verborgen hielt. Das Wandeln zwischen dem Diesseits und dem Jenseits war durch die Aktivierung meines Kreuzes nicht mehr möglich. Ich hatte die Öffnung zur Seite der Toten geschlossen.

Ihm blieben die Lebenden - und seine Feinde.

Die Strecke zurück kam mir länger vor. Es konnte auch an meiner inneren Spannung liegen. Ich wollte keine Sekunde mehr verlieren, war froh, die alte Steintreppe vor mir zu sehen und leuchtete sicherheitshalber noch die Stufen ab.

Mir drohte keine Gefahr.

Dann jagte ich hoch. Nach dem dritten Sprung hatte ich bereits die letzte Stufe erreicht. Der Kontakt mit ihr schien so etwas wie eine Initialzündung ausgelöst zu haben. Ohne einen ersichtlichen Grund entstand in dem Gang ein Höllenlärm.

Es war ein gewaltiges Chaos. Ein Krachen, Dröhnen und Schmettern, das von den Wänden echote und den Gang derart erfüllte, als wollte es die Mauer zerreißen.

Ich huschte hinein und starrte im gleichen Augenblick in des grelle Licht weißgelber Scheinwerfer.

Sie füllten mit ihren Lanzen den Gang aus. Die blendende Fülle machte mich blind, aber nicht taub, denn das harte Hämmern und Dröhnen der Motoren peinigte mein Trommelfell.

Bevor ich gezwungen worden war, die Augen zu schließen, hatte ich noch einen Blick in den Gang werfen können und die in der Helligkeit scharf gezeichneten Umrisse der beiden Gestalten gesehen. Das konnten nur Suko und Joseph gewesen sein, die in höchster Lebensgefahr schwebten, weil zwei Motorräder sehr leicht zu rasenden Mordwaffen werden konnten...

Schrecksekunden konnte sich niemand leisten. Erst recht nicht Suko und Joseph.

Ihnen blieb allerdings eine geringe Galgenfrist, dadurch bedingt, daß die beiden Maschinen nach dem Anwerfen der Motoren erst noch gestartet werden mußten.

»Der Tod!« schrie Joseph. »Das muß einfach der Tod sein! Ich... ich spüre ihn!«

Suko wunderte sich über die Reaktion des Mannes, der sich bisher so tapfer gehalten hatte. Doch dieser infernalische Krach mußte ihn fertiggemacht haben.

Die Maschinen waren gestartet. Suko hatte in der Dunkelheit und auch wegen der Blendung die Distanz zwischen ihnen und den Motorrädern nicht schätzen können, mehr als zwanzig Yards aber waren es auf keinen Fall. Und die Distanz konnte blitzschnell zurückgelegt werden. Sie donnerten heran.

Der Gang war breit und trotzdem zu schmal. Suko und Joseph würden immer erwischt werden. Unsichtbar machen konnten sie sich leider nicht. Es gab nur noch eine Chance.

Zurück in die Wohnung.

Mit einem Griff bekam Suko den alten Indianer zu packen. Er riß

ihn vom Boden hoch und wuchtete ihn gleichzeitig herum. Die Tür war nicht zugeschlossen worden, nur zgedrückt. Mit dem Ellbogen hämmerte Joseph auf die Klinke und schleuderte in der gleichen Sekunde die Tür nach innen. Suko und Joseph stürmten hinterher.

Der Inspektor landete auf dem Körper des schwächtigen Indianers. Hinter ihm vereinigte sich das Dröhnen der schweren Motoren und auch der Luftzug der vorbeihuschenden Maschinen zu einem mörderischen Todesinferno. Suko rollte sich herum, weg von Joseph. In dem Durcheinander kam er auf die Beine, hörte Joseph keuchen und lief schon wieder zur Tür. Da vernahm er die Schüsse!

Die Situation erinnerte mich an ein bizarres Schattenkabinett!

Nicht ich spielte darin die Hauptrolle, es waren Suko und der alte Indianer.

Urplötzlich reagierte mein Freund. Er nahm die einzige Chance wahr, die ihm noch blieb.

Joseph wußte wahrscheinlich, wie ihm geschah, doch er landete, ebenso wie Suko, sicher im Zimmer, das der alte Indianer bewohnte. Die Maschinen dröhnten vorbei und wechselten ihren Kurs nicht, denn nun stand ich voll im Licht der Scheinwerfer.

Ich ließ das Kreuz gedankenschnell verschwinden, zog mit der Rechten die Beretta und feuerte.

Die Silberkugeln jagte ich mit voller Absicht in die Decke. Ob sie die Schüsse gehört hatten oder nicht, war mir nicht klar. Jedenfalls jagten sie weiter. Ich mußte weg!

Rechts und links war es zu knapp geworden. Deshalb griff ich zum Trick. Ich riß die Tür wieder auf, schleuderte sie in Richtung Wand und stellte mich direkt hinter sie in den toten Winkel.

Sehen konnte ich natürlich nichts, aber es überstürzten sich die Ereignisse.

Ich hörte einen berstenden Krach, kurz nach dem heulenden

Kreischen von Rädern über die glatten Flurböden. Lichter tanzten wie verrückt, ein Schatten raste dicht an mir vorbei und verschwand. Durch eine Türritze hatte ich noch schauen können. Der Zufall stellte sich auf meine Seite. Der Fahrer jagte in den Keller!

Das Schlagen von Metall gegen Stein übertönte die wilden Schreie des Mannes.

Als ich meine Deckung verlassen hatte und die Treppe hinabsah, war schon alles vorbei.

Der Fahrer war frontal gegen eine Kellcrwand gerast und schwer verletzt worden. Die Maschine hatte nur noch Schrottwert. Wie schwer verletzt der Fahrer war, wußte ich nicht. Zudem fehlte mir die Zeit, nach ihm zu schauen, denn es gab noch jemanden, den wir stellen mußten.

Der hieß Aconagua. Zudem befand sich in seiner Hand eine Geisel. Der zweite Fahrer wimmerte und hielt sein Bein fest. Ich lief kurz zu ihm.

»Okay, Junge, wir werden dir schon helfen.«

Er sah mich gar nicht.

Dafür entdeckten mich Suko und Joseph. Beide winkten mir zu, als ich durch den Flur auf sie zulief.

»Ich habe die Magie zerstört!« rief ich ihnen entgegen. »Der dritte ist auch ausgeschaltet.«

»Tot?«

»Nein.«

»Gut.«

»Aber was ist mit Aconagua?«

Ich hatte mit meiner Frage ins Schwarze getroffen, das erkannte ich an Sukos Reaktion. Er drehte sich um, streckte auch den Arm aus und sagte: »Dort hat der Galgen gestanden.«

Er war nicht mehr da!

»Die Magie ist zerstört«, sagte Joseph, der humpelte. »Sie wird das

Haus nicht mehr halten können...«

»Dann muß er draußen sein.« Ich gab Suko recht.

Wir blieben nicht eine Sekunde länger. Als wir die Haustür aufrissen, schauten wir auf die fast leere Straße.

Glücklicherweise brannte hier noch die Beleuchtung. Und sie reichte aus, um die beiden Flüchtenden erkennen zu können, die in Richtung Süden unterwegs waren.

Eigentlich rannte nur einer. Es war der Indianer. Seine Geisel hatte er wie ein lebloses Bündel über die Schulter gelegt. Eigentlich hätte man meinen sollen, daß er mit einer derartigen Last nicht so schnell würde laufen können.

Aconagua wirkte kein bißchen müde. Elastisch wirkten seine weiten Schritte.

»Weißt du, wo der hinläuft?« fragte Suko.

»Ich kann es mir denken!« Wir rannten los. »Brooklyn Bridge«, sagte ich nur noch.

Ausgerechnet die Brücke.

Dieses gewaltige Stahlbauwerk, das die Stadtteile Brooklyn und Manhattan verband, überspannte den südlichen East River. Die Brücke war eine Legende, eine gewaltige Konstruktion aus Stahl und Beton. Es gab Leute, die sie als mörderisch bezeichneten. Andere wiederum bekamen bei ihrem Anblick erotische Gefühle.

Für mich war sie eher mörderisch; denn als ich unter ihr stand, da spürte ich erst einmal, wie klein der Mensch war. Über uns rollte der Verkehr und auch an uns vorbei.

Die Stahlkonstruktion verdiente den Namen gigantisch. Sie wirkte wie ein stählerner Saurier. Und sie war gleichzeitig der Arbeitsplatz des Mannes, den wir jagen mußten.

Wir hatten ihn verfolgen können, obwohl er sehr schnell gewesen war. Auch unsere Kondition war nicht so ohne. Irgendwo mußte es

Aufgänge geben, das stand fest.

Zudem gingen wir davon aus, daß dieser Mensch nicht unbedingt auffallen wollte und deshalb einen Aufgang nahm, der ziemlich im Dunklen lag. Jetzt hätten wir die Hilfe unseres Freundes Abe Douglas gebrauchen können, der aber war weit entfernt.

Wie aus dem Nichts war er da!

Der Galgen rollte wieder. Diesmal jedoch leer. Nur die Schlinge baumelte im Wind, und er wurde auch nicht mehr von einer geisterhaften Plasmawolke umgeben.

War er normal geworden?

Ich rechnete damit, enterte das Podest, konnte mich an der Schlinge festhalten, ohne daß etwas geschah.

»Suko, wir haben ihn vertrieben.« Da die Straße leicht abschüssig war, rollte der Galgen weiter und wurde plötzlich auch von anderen Menschen entdeckt und bestaunt.

New Yorker sind manchmal wie Kinder. Plötzlich hatte sich eine Traube um den Galgen gebildet. Es gab einige unter ihnen, die den rollenden Galgen für eine neue Performance der schaurigen Art hielten. Sollten sie meinetwegen; der Galgen interessierte uns nicht mehr. Für mich war es wichtiger, Aconagua zu stoppen.

Suko entdeckte einen Aufgang. Eine stählerne Wendeltreppe, immer wieder von Plattformen unterbrochen.

Das war unser Weg.

Natürlich gelangten wir nicht auf die erste Fahrbahn. Es gab mehrere Etagen, aber wir befanden uns in der Nähe der beiden größeren Bögen, die wie ein gemaltes Bild in der Nacht standen. Sie markierten die Auffahrt zur Brücke.

Wie Zwerge kamen wir uns vor, als wir die Köpfe in den Nacken legten und hochschauten.

»Daaaa...!« Meine Stimme überschlug sich fast, als ich das Wort schrie, denn ich hatte ihn entdeckt. Ihn und sein Opfer. Er kletterte

durch das Gestänge dicht an der Seite des Torbogens in die Höhe. Das Mädchen lag noch immer auf seiner Schulter. Es war dort oben windiger, sein Haar flatterte.

»Ich versuche es von der anderen Seile!« keuchte Suko. »Klettere du ihm nach.«

»Viel Glück!«

Das konnten wir beide brauchen. Ich wußte nicht, ob uns Aconagua schon entdeckt hatte. Anzeichen dafür konnte ich nicht erkennen, er kletterte auch nicht mehr weiter.

Über der Fahrbahn und auch schon über der zitternden, schwarzgrauen und von Reflexen übersäten Wasserfläche des East River. Ich wußte nicht, was er vorhatte, denn seine Geisel hing noch über seiner Schulter. Er bewegte sich einige Male, hielt sich einmal nur mit einer Hand fest und werkelt an seinem Gürtel herum.

Das sah ich, während ich höher kletterte.

Himmel, war das ein Gefühl. Die Autos jagten in Kopfhöhe entlang. Erst huschten die bleichen Lichter der Scheinwerfer heran, dann stürmten die Fahrzeuge an mir vorbei. Ich roch die Auspuffgase, nahm auch den Gestank von Gummi auf und quälte mich höher in das Gestänge. Ich war kein geübter Kletterer. Im Vergleich zu Aconagua mußte ich wie eine Witzfigur wirken. Zum Glück war der noch beschäftigt. So kam ich ihm keuchend näher, ohne daß er es merkte.

Nur nicht auf einen Kampf einlassen, so lautete meine Devise. Es wäre schlimm gewesen, wenn wir uns in dieser Situation geprügelt hätten. Da warerdank seiner Routine, Cleverneß und auch tigerhaften Geschmeidigkeit immer im Vorteil.

In den Straßenschluchten der Halbinsel hatte ich den Wind vermißt. Hier blies er mir bereits zu stark. Wie mit Fingern strich er durch mein Gesicht und fuhr auch in die Augen, daß sie zu tränen anfangen. Automatisch griff ich weiter, fand auch mit den Füßen immer wieder einen Halt, war es nun eine vorspringende Niete oder irgendein

Winkel, in dem meine Füße Halt fanden. Da hörte ich den Schrei!

Sofort stoppte ich meine Kletterei und schaute nach oben. Wie weit sich Aconagua über mir befand, konnte ich nicht genau feststellen. Möglicherweise waren es zehn Yards, eher etwas weniger. Nur hatte er mich jetzt entdeckt.

Er schrie nicht nur, er lachte auch. Fast wie ein Aal hatte er sich um einen der schmalen Querträger gewickelt und hielt sich mit einer Hand fest.

Mein Platz war ebenfalls relativ günstig. Ich konnte mich mit dem Rücken in die Lücke zweier aufeinander zulaufender Streben klemmen, die hinter mir ein großes V aus Stahl bildeten.

Sicherheitshalber hielt ich mich mit der linken Hand fest. Mit der rechten zog ich die Beretta.

Da der Indianer nach unten blickte, mußte er die Bewegung gesehen haben. Vielleicht sah er auch das Metall in meiner Faust und hörte meinen Befehl.

»Komm runter!«

Er lachte nur, packte plötzlich das Mädchen und stemmte es mit einem Arm hoch.

Im gleichen Augenblick erschien hinter ihm eine Gestalt. Es war Suko!

Der Indianer hatte den Inspektor noch nicht gesehen, doch er besaß den Instinkt eines Raubtieres.

Auf der schmalen Stelle drehte er sich, sah Suko und auch dessen Faust. Sie traf ihn voll.

Diesmal verlor er den Halt.

Wie eine Puppe kippte er weg, konnte sich nicht mehr halten und riß das Mädchen mit.

Nie werde ich den Schrei vergessen, den Nabila ausstieß, als sie in die Tiefe stürzte...

In der Zentrale überschlugen sich die Meldungen. Zwar war der Broadway wieder geräumt worden, doch der Galgen wurde auch weiterhin beobachtet. Es war reiner Zufall, daß sich der G-man Abe Douglas noch in der Zentrale befand, und so bekam er die Meldung mit, daß der Galgen ziemlich südlich, an der Brooklyn Bridge, entdeckt worden war. Dort wollte Abe hin.

Für ihn war es kein Problem, einen Hubschrauber zu bekommen. Er gab dem Piloten den Kurs an und bat ihn gleichzeitig, Dampf zu machen.

»Kennen sie das genaue Ziel, Sir?«

»Nein, aber bleiben sie über dem Fluß.«

»Okay.«

Abe Douglas starrte vom Sitz des Kopiloten durch die gläserne Außenwand in die Tiefe.

Schon bald befanden sie sich über der dunklen Fläche des Wassers, über deren Wellen oft genug Reflexe zitterten. Sie überflogen die erste Brücke. Es war die flache Williamsburg Bridge.

Dann kam der Flußknick. Rechts schimmerten die Fassaden der gewaltigen Manhattan-Hochhäuser. Von der linken Seite her grüßte der Stadtteil Brooklyn.

»Gehen Sie ruhig tiefer.«

»Mach ich glatt, Sir.«

Wieder erschien unter ihnen eine Lichterkette. Diesmal gehörte sie zur Manhattan Bridge. Nicht weit entfernt leuchtete dann das prägnante und gigantische Stahlgerüst der Brooklyn Bridge.

Der Copter flog sie an.

Douglas hielt jetzt ein Nachtglas mit Restlicht-Verstärker vor seine Augen. Er suchte bereits die Front der Brücke ab und ›holte‹ sie heran. Da sah er sie.

Sinclair, das Mädchen und auch Aconagua. Es war mehr einem Zufall zu verdanken, weil Douglas eigentlich nach dem rollenden

Galgen Ausschau gehalten hatte.

Der Anblick war wie ein Schlag. Er mußte sich zusammenreißen, um seine Stimme nicht überkippen zu lassen, als er dem Piloten die entsprechenden Befehle gab.

Der Mann verstand sein Fach. Er näherte sich der Brücke und richtete auch den Strahl des Suchscheinwerfers auf das Ziel. Er hatte es noch nicht voll erwischt, als ihm das Geschehen die Sprache verschlug. Zwei Körper fielen in die Tiefe.

Einmal Aconagua und das Mädchen!

Ich hätte heulen und schreien können vor Wut. Alles war umsonst gewesen. Nabila würde den Sturz möglicherweise nicht überleben. Ich sah den Körper fallen; denn er geriet plötzlich in den breiten Strahl eines Scheinwerfers und stoppte.

Der Ruck hätte den Körper des Mädchens fast zerrissen, so heftig war das Abstoppen gewesen. Durch die Pendelbewegung schwang der Körper nach vorn und schien noch in die Wasserfläche eintauchen zu wollen. Nabila hing an einem Bein, es war eine völlig irre Haltung und auch verdammt gefährlich. Sie mußte dort weggeholt werden, koste es, was es wolle.

Ich hatte in den letzten Sekunden nur das Mädchen verfolgt, erst jetzt sah ich die Riesenlibelle, die sich näher an mich heranschob. Ein Hubschrauber. Er besaß den Suchscheinwerfer, der schwenkte und weiterhin das Mädchen einfing.

Ich konnte auf die durchsichtige Kanzel schauen und glaubte Ahe Douglas zu erkennen, der mir mit beiden Händen heftige Zeichen machte und mir so zuwinkte.

Ich winkte zurück. Dann drehte der Copter bei, und plötzlich kam auch Suko zu mir.

»Los, nach unten!«

So schnell wie möglich verließen wir die luftige Höhe. Am Boden

entdeckten wir sehr bald schon die Menschentraube, die sich um einen bestimmten Gegenstand scharte.

Es war ein Toter.

Er sah aus wie ein Indianer und trug noch die Kleidung der Brückenarbeiter. Von seinem Kopf war nicht mehr viel zu sehen, die Brüche des Körpers waren auch nicht mehr zu zählen, doch die Nachricht in seiner Tasche hatte den Fall überstanden.

Einer las sie laut vor. »Niemand wird mich je fangen und einsperren können — niemand.«

Da hatte Aconagua recht behalten.

Als die Zuhörer lachten, gingen Suko und ich weg. Beide hatten wir das Gefühl, am völlig falschen Ort zu stehen...

Am Nachmittag des folgenden Tages befanden wir uns am richtigen Ort. Und zwar im Krankenhaus eines großen Hospitals, in dem eine erschöpfte, aber glückliche Nabila lag.

Sie hatte diesen verdammt Fall überstanden, stellte auch keine Fragen mehr, nachdem sie hörte, daß alles in Ordnung war und Joseph ebenfalls noch lebte.

Sie freute sich über unsere Geschenke und noch mehr darüber, daß Joseph die nächsten Stunden bei ihr bleiben wollte. Wir gingen auf leisen Sohlen. Im Flur erfuhr ich, daß einer der beiden Motorradfahrer die Aktion nicht überlebt hatte. Er war durch einen Schädelbruch ums Leben gekommen. Der andere lag verletzt in der Klinik.

»Und was machst du mit dem Galgen, aus dem der Geist ja nun herausgetrieben worden ist?« fragte ich Abe.

»Zerhacken, John, zerhacken.« Er hob die Arme und zeigte mir seine Handflächen. »Mit meinen eigenen Händen sogar.«

»Dann gib nur acht, daß du dir keine Blasen holst«, meinte Suko trocken.

»Wieso?«

»Ist doch klar, Abe.« Diesmal gab ich wieder die Antwort. »Als G-man ist man doch kaum an Arbeit gewöhnt - oder...?«

ENDE